



Die Kirche erinnert daran, dass Flüchtlinge ein Recht auf Schutz haben: Bild aus der Asylunterkunft in Vernamiège VS

## KOMMENTAR

ANNEGRET RUOFF  
ist «reformiert»-  
Redaktorin im Aargau



### Und plötzlich gehts mich etwas an

Asylpolitik ist zuweilen etwas Abstraktes. Weil es vorab um Zahlen geht: um die Anzahl der Asylsuchende, die in der Schweiz gestellt werden, um die Anzahl der Unterbringungsplätze, die Bund, Kantone und Gemeinden zur Verfügung stellen müssen, und natürlich um die Anzahl Franken, die das Ganze den Steuerzahler kostet.

**GEFRAGT.** Nun wird aus dem Abstrakten plötzlich etwas Konkretes, aus dem Theoretischen etwas Praktisches – zumindest im Kanton Aargau. Hier hat die Politik die Kirche um Unterstützung bei ihrer Suche nach Unterkünften für Asylsuchende gebeten – und sich für einmal darum frouiert, ob sich die Kirche überhaupt mit der Politik einlassen darf. Die Landeskirche hat den Ball aufgenommen und weitergespielt: an die Kirchgemeinden. Und damit ist er bei mir, beim gewöhnlichen Kirchenmitglied, angekommen. Ich und du und Sie und wir alle, die der Kirche angehören, sind plötzlich gefragt: Ist irgendwo eine Wohnung frei? Hats ein leer stehendes Gebäude im Quartier? Ist womöglich das Kirchgemeindehaus geeignet?

**BERÜHRT.** Die Asylfrage betrifft jeden Einzelnen von uns. Schliesslich ist die Bibel voll von Flüchtlingsgeschichten. Der Aufruf, sich für die Verzweifelten und Heimatlosen, für die Notleidenden und Elenden einzusetzen, zieht sich durchs Alte und Neue Testament. Auch Jesus selbst war ein Vertriebener. Es geht also um den christlichen Kern: Lasse ich mich von Angst, Elend und Not berühren? Öffne ich meine Augen und mein Herz dem Leidvollen und Unbequemen auf dieser Welt?

## Die Kirche greift dem Staat unter die Arme

**FLÜCHTLINGE/** Die reformierte Landeskirche Aargau unterstützt den Kanton bei der Suche nach Unterkünften für Asylsuchende. In Bern und Zürich ist das bislang nicht notwendig.

«Bettwil» ist zum Symbol für den Widerstand geworden, auf den der Staat bei der Suche nach Asylunterkünften stösst: Ein Grossteil der Bevölkerung des Aargauer Dorfs wehrte sich gegen die vom Bund geplante Umnutzung einer Militäranlage als Ergänzung zu den Empfangszentren für Asylsuchende. Die Kritik am Volksaufstand blieb verhalten. Einzig einige Nichtregierungsorganisationen sowie die Luzerner und die Aargauer Landeskirchen äusseren sich besorgt über das gehässige Diskussionsklima – und appellierten an die Verantwortung der Zivilgesellschaft, Menschen in Not Schutz zu gewähren.

**VERDROSSEN.** Das Departement für Gesundheit und Soziales des Kantons Aargau (DGS) nahm den Appell zum Anlass, die Landeskirchen um Hilfe bei der Suche nach Unterkünften zu bitten. Denn der Kanton weiss momentan nicht, wo er überhaupt noch Asylsuchende unterbringen könnte. «Der Widerstand ist überall gross», sagt Balz Bruder, Kommunikationschef des DGS. Ein Grund für den Notstand ist, dass der Bund dem Aargau 2011 doppelt so viele Asylsuchende wie im Jahr zuvor zugewiesen hat, nämlich 1472 – dies gemäss einem Verteilschlüssel, der für den Aargau 7,7 Prozent aller Asylsuchenden vorsieht. Doch die prekäre Lage ist auch hausgemacht: Fast die

Hälfte der Aargauer Gemeinden zahlt lieber Ersatzabgaben, als dass sie Asylsuchende aufnimmt. In Bern und Zürich, die mit 13,5 respektive 17 Prozent mehr Asylsuchende aufnehmen müssen, besteht diese Praxis nicht. Und bislang gibt es dort auch keinen Platzmangel.

**VERANTWORTLICH.** Anfang Januar erinnerte die reformierte Landeskirche Aargau erneut daran, dass asylsuchende Menschen mit Respekt zu behandeln seien. Gleichzeitig bat sie in einem Brief an alle Kirchgemeinden um Support bei der Suche nach Unterkünften. «Wenn in dieser Notsituation Unterstützung möglich ist, möchten wir sie geben», sagt die Aargauer Kirchenratspräsidentin Claudia Bandixen. «Doch uns ist bewusst, dass die Chancen, ein sinnvolles Angebot zu machen, beschränkt sind.» Das Bildungshaus Rügel sei zur Diskussion gestanden, doch wegen Weiterbildungskursen bereits ziemlich ausgebucht. Ob und wie der Appell der Landeskirche bei den lokalen Kirchgemeinden ankommt, zeigt sich in den nächsten Wochen.

**VERNETZT.** Dass ein Kanton die Kirche um Unterstützung in Asylbelangen bittet, geschieht nicht zum ersten Mal. In der Kosovo-Krise Ende der Neunzigerjahre nahm auch der Kanton Zürich Kontakt zu den Landeskirchen

auf. Diese waren bereit, Unterkünfte zu organisieren, was dann aber nicht notwendig war. «Das sind vornehme Aufgaben für die Kirche», sagt Nicolas Mori vom Informationsdienst der Zürcher Landeskirche. «Keine andere Institution ist so vernetzt in den Gemeinden.» Skeptischer beurteilt Pia Grossholz, die in der Berner Kirchenleitung für das Dossier Migration zuständig ist, die Sache: «Die Suche nach Asylunterkünften muss eine staatliche Aufgabe bleiben: mit klar definierten Anforderungen betreffend Unterkünften, damit die Ausgangslagen für Asylsuchende nicht unfair verteilt sind.» In Bern stehe die Kirche in regelmässigem Austausch mit dem Migrationsdienst des Kantons und versuche, in den Gemeinden ein offeneres Klima zu schaffen – «damit es gar nicht erst starken Widerstand gibt».

**VERBINDLICH.** Auf ungeteilte Unterstützung stösst die Aargauer Initiative beim Evangelischen Kirchenbund (SEK): Es sei eines der Legislaturziele des Kirchenbunds, für die Achtung der Menschenwürde in der Migrationspolitik einzutreten, betont Sprecher Simon Weber: «Was die Aargauer Landeskirche macht, ist ganz in diesem Sinn.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

**FORUM:** Soll die Kirche den Staat bei der Suche nach Asylunterkünften unterstützen? Diskutieren Sie mit: [www.reformiert.info](http://www.reformiert.info)



## PORTRÄT

### «Der Pianist» in den Augen seines Enkels

**DANIEL SZPILMAN.** Seinen Grossvater kennt man auf der ganzen Welt: Wladyslaw Szpilman (1911–2000), bekannt aus dem Buch «Der Pianist» und dem gleichnamigen Polanski-Film, ist der berühmteste Überlebende des Warschauer Ghettos. Nun hat sein Enkel Daniel die Maturarbeit über ihn geschrieben. > Seite 12

## DOSSIER

### Isoliert

**IM SPITAL.** Exakt 32 Tage verbrachte «reformiert»-Redaktorin Käthi Koenig auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals: nicht als neugierige Reporterin, sondern als ausgelieferte Patientin. Sie hat diese Zeit zwischen Hoffen und Bangen, Widerstand und Ergebung, Leben und Tod dokumentiert. – Ein Dossier über eine Reise in die Welt der Augenpaare. > Seiten 5–8



## SCHWEIZ

### Vielfalt, nicht Beliebigkeit

**KIRCHENBUND.** Seit einem Jahr ist der Berner Theologe Gottfried Locher Präsident des Evangelischen Kirchenbunds (SEK) und damit der «höchste Reformierte» der Schweiz. Zeit für eine Zwischenbilanz. > Seite 2

## KIRCHGEMEINDEN

**GEMEINDESEITE.** Anfang Februar wird im Kanton Bern der Kirchensonntag gefeiert: Vielerorts gestalten Laien die Predigt. In diesem Jahr zum Thema «Gastfreundschaft». > 2. Bund

# Der Profiler

**KIRCHENBUND/** Seit Anfang 2011 ist der Berner Theologe Gottfried Locher, 45, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) – und damit der «höchste Reformierte» im Land. Zeit für eine Zwischenbilanz.

**Herr Locher, wie war es, dieses erste Jahr als Kirchenbundspräsident?**

Ehrlich gesagt, hätte ich mir einen leichteren Einstand gewünscht. Unter anderem musste ich aufgrund von Sparvorgaben der Abgeordnetenversammlung (*das SEK-Parlament, die Red.*) Leute entlassen – was ich nie zuvor getan hatte. Das war nicht schön.

**Und was war schön?**

Vieles! Ich habe zehn kantonale Kirchenparlamente besucht, was ungemein lehrreich war und zudem noch ein Vergnügen. Ich habe dort hautnah erfahren, wie unterschiedlich die reformierten Kirchen sind. In Stansstad etwa, im katholisch dominierten Kanton Nidwalden, wo die reformierte Kantonalkirche gerade mal aus vier Kirchgemeinden besteht, fühlt sich das Reformiertsein ganz anders an als im Kanton Bern: Dort ist man kleine Minderheit, hier unbestrittene Mehrheit.

Hingefahren bin ich aber vor allem mit einer Botschaft: dass es den Kirchenbund braucht – egal, ob man klein oder gross ist.

**Und: Wieso braucht es ihn?**

Um uns alle aus der Selbstbezogenheit herauszureissen. Um von anderen zu lernen, was Reformiertsein auch noch heissen kann. Um zu erleben, wie schön die Kirche auch auf der anderen Seite unseres eigenen Gärtchens ist. Nehmen wir noch einmal Stansstad: Die reformierte Nidwaldner Kirche hat beschlossen, dass Taufzeugen nicht mehr zwingend einer christlichen Konfession angehören müssen. Geht das? Nidwalden findet: ja. Andere finden: nein. Ich finde: kein solcher Entscheid ohne Auseinandersetzung mit den Schwesterkirchen. Widerspruch tut immer gut, und gemeinsam ist man gescheiter.

**Eben das gehört aber auch zum Reformiertsein: dass die Kirche demokratisch organisiert und entsprechend vielfältig ist.**

An der Vielfalt gibts nichts zu rütteln. Aber wir wollen keine Beliebigkeit.

Ein Beispiel habe ich schon genannt. Ein anderes: Wer leitet eine Kirchgemeinde? Ists der Pfarrer? Der Kirchgemeinderat? Beide zusammen? Meine Berner Kirche führt gerade ein Gemeindeleitungsmodell ein, das es in keiner mir bekannten reformierten Kirche gibt – weltweit. Ist das gut oder schlecht? Gut ist, Neues zu wagen. Schlecht wäre, dabei nicht auf andere zu hören. Der Kirchenbund soll ein Ort werden, wo gemeinsam vorgedacht wird.

**Eine Art Thinktank also. Wie stellen Sie sich das vor?**

Ich stelle mir zum Beispiel eine nationale evangelische Synode vor, mehrtägig, als Gesprächssynode. Alle sollen kommen, die Verantwortung tragen – vom Pfarrverein bis zum Organistenverband, von der Synodalratspräsidentin bis zum Katecheten. Um Grundsätzliches soll es gehen, um Fragen von Leben und Glauben. Mal wieder miteinander am Wesentlichen arbeiten – fernab der Alltagsgeschäfte, die uns so fest im Griff haben!

**Ihr Bemühen, Inhalte zu klären, ist durchwegs spürbar:**

**Eins der Legislaturziele des Kirchenbunds ist ja auch die Erarbeitung eines «Glaubensbuchs», das «evangelische Positionen zu den zentralen Themen des Glaubens» skizzieren soll. Was genau schwebt Ihnen vor?**

## EVANGELISCHER KIRCHENBUND

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK), 1920 gegründet, ist der Zusammenschluss von evangelischen Kirchen in der Schweiz. Ihm gehören 24 reformierte Kantonalkirchen, die Evangelisch-methodistische Kirche (EMK) und die Eglise évangélique libre de Genève an. Damit repräsentiert der SEK rund 2,4 Millionen Protestantinnen und Protestanten (Volkszählung 2000). Geleitet wird der Kirchenbund vom siebenköpfigen Rat (Exekutive), der seit Anfang 2011 von Gottfried Locher präsidiert wird; die Abgeordnetenversammlung mit den Delegierten der Mitgliedskirchen stellt die Legislative dar. Die Geschäftsstelle des SEK in Bern beschäftigt gut dreissig Personen, das Budget beträgt rund 5,8 Millionen Franken. **MLK**

Ein Schatzbuch. Unser Glaube ist ein Schatz, mit dem kann man gut leben und vielleicht dann auch einmal gut sterben. Aber dieser Schatz ist verstaubt. Viele wissen nicht mehr so recht, wie er aussieht. Ob wir ein Bekenntnis brauchen oder nicht, diskutieren wir zwar heftig. Aber was denn eigentlich drinsteht in diesem Bekenntnis, bleibt seltsamerweise nebensächlich. Ich sehe das umgekehrt: Sprechen wir doch zuerst über die Inhalte. Was meinen wir genau, wenn wir an Ostern sagen, Jesus sei von den Toten auferstanden? Können wir noch daran glauben? Wenn ja: wortwörtlich oder eher metaphorisch? Oder wovon spreche ich, wenn ich sage: Ich glaube an Gott? An einen dreieinigen? Einen personalen? Eine diffuse Schöpferkraft? Unser Glaubensbuch soll Antworten vorschlagen.

**Ein evangelischer Katechismus also.**

Ja und nein. Nein, wenn damit ein verbindliches Lehrbuch gemeint ist. Der Kirchenbund ist dazu nicht legitimiert. Andererseits ja: Wir wollen etwas schaffen, das unseren Glauben beschreibt und erklärt und illustriert. Das griechische Wort hinter «Katechismus» umfasst beides: unterrichten und erzählen. Modern könnte man vielleicht sagen: Empowerment für Glaubenshungrige.

**Die Schärfung des reformierten Profils als Mittel gegen den Mitgliederschwund?**

Eher die Schärfung des Glaubensguts als Mittel gegen die Unleserlichkeit. Mitglied der Kirche ist und bleibt man ja nur, wenn man sie versteht und ihr vertraut. Ich

möchte, dass das meiner Kirche gelingt. Gross und stark sein, ist kein Ziel der Verkündigung – klein und schwach übrigens auch nicht. Hören wir auf, auf die Mitgliederzahlen zu starren wie ein Kaninchen auf die Schlange. Wenn wir ein lebendiges Evangelium verkündigen und vorleben, dann kommen schon Leute, die zuhören und mitmachen. Jede Kirche kann das tun, eine grosse wie die Berner und eine kleine wie die Basler. Letztere wurde zwar massiv kleiner, dabei aber auch profilierter ...

**... oder, je nach Lesart, auch immer freikirchlicher. Finden Sie das ein erstrebenswertes Modell?**

Ich werte nicht. Die Basler ist die Basler und die Berner die Berner Kirche. Hier wo dort muss man sich dieselben Gedanken machen: Sind wir glaubwürdig in Wort und Tat? Vermutlich sind die Antworten darauf nicht überall dieselben. Ich sage bloss: Die Grösse einer Kirche ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, ob man uns glaubt, was wir sagen.

**2011 hat der Kirchenbund gerade mal zu einer aktuellen politischen Sachfrage etwas gesagt, nämlich zur Waffenverbotsinitiative. Ansonsten rief er vor allem zum Gebet auf: für Fukushima, für die Kopten in Nordafrika, für die Christen in der Türkei. Gilt unter Ihrer Leitung beim SEK neu das Credo: Einkehr statt Einspruch?**

Gibts denn das eine ohne das andere? Einspruch ohne Einkehr riecht nach klerikaler Politneurose. Einkehr ohne Einspruch führt zu Weltflucht und Verantwortungsverweigerung. Nehmen Sie das eine oder das andere wahr bei mir? Mir scheint, ich hätte letztes Jahr in «reformiert.» klar zur politischen Verantwortung der Kirche Stellung bezogen. Allerdings bin ich nach wie vor der Meinung, dass die Kirche nur sprechen soll, wenn sie ihre Position aus dem Evangelium heraus entwickeln kann. Womit wir wieder beim Glaubensbuch und der Frage wären: Was glauben wir eigentlich?

**In den SEK-Legislaturzielen ist auch zu lesen, dass «der Kirchenbund als evangelische Stimme präsent ist in Fragen,**



«Wovon spreche ich, wenn ich sage: Ich glaube an Gott?» SEK-Präsident Gottfried Locher will Glaubensinhalte klären

**welche die Bevölkerung heute beschäftigen»: Warum hat er sich dann nicht zur Finanz- und Wirtschaftskrise geäussert, die Arbeitsplätze gefährdet? Oder zum Asylanstand?**

Vielleicht haben Sie recht. Jeder hat blinde Flecken, ich jedenfalls schon. Zum Glück sitzen noch sechs andere engagierte Frauen und Männer im Rat des Kirchenbunds. Und in unserer Geschäftsstelle sind profilierte, eigenständige Denkerinnen und Denker am Werk. Das garantiert eine umfassendere Sicht als nur meine eigene. Das heisst aber auch, dass es mehr als eine Meinung gibt darüber, wo die evangelische Stimme jetzt gerade am dringendsten wäre.

**Zum Schluss vier Stichworte, Herr Locher: Haus der Religionen?**

Schön, wenn es gelänge, damit den Religionsfrieden zu stärken: Der ist nämlich viel brüchiger, als vielen bewusst ist.

**Arabischer Frühling?**

Der will nicht so recht blühen, leider. Bestürzend ist die Situation auch für die Christen dort. Der Kirchenbund macht darum beides: Proteste bei Botschaftern und Gebetsaufrufe – Einspruch und Einkehr, so quasi ...

**Social Media?**

Ich habe mein Facebook-Profil kurz nach dem Einrichten wieder gelöscht – irgendwie komme ich nicht klar damit, dass plötzlich so viele Leute angeblich meine «Freunde» sind. Im realen Leben habe ich nur eine Handvoll davon, schon denen werde ich nicht gerecht. Wenigstens beim Simseln bin ich fast so schnell wie meine Kinder. Mein liebstes «social medium» ist aber immer noch eine Flasche Wein zu zweit.

**Das Buch auf Ihrem Nachttisch?**

«A Christmas Carol» von Charles Dickens. Die Gedichte von Hilde Domin. Und eine Sammlung genialer Nietzsche-Zitate. **INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, RITA JOST**

**GOTTFRIED LOCHER, 45**

trat Anfang 2011 als Nachfolger von Thomas Wipf das Präsidium des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) an. Zuvor hatte der promovierte Theologe die Abteilung für Aussenbeziehungen des SEK (2001–2005), später das Institut für Ökumenische Studien an der Universität Freiburg (2006–2010) geleitet. Von 2008 bis 2010 war er zudem Synodalrat der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Locher ist verheiratet und Vater dreier Kinder. Er lebt in Bern.

# Wie Wasser vergoldet wird

**NESTLÉ/ Der Schweizer Nahrungsmittelkonzern dominiert den Welthandel mit Flaschenwasser. Der Dokumentarfilm «Bottled Life» beleuchtet die Hintergründe des umstrittenen Geschäfts.**

Trocken, sehr trocken ist es in Sheikhpura, einer Stadt im pakistanischen Punjab. Staubige, steinige Strassen. Weit und breit nur karges Grün. Menschen, die sich an Wasserstellen drängen. «Nicht trinkbar» sei das Wasser, das sie in gelbe und rote Plastikkanister abfüllen, sagt ein Einheimischer: «Es hat seltsame Rückstände darin, auch Würmer. Es macht krank. Aber wir haben kein anderes.» – Eine Szene aus dem Dokumentarfilm «Bottled Life» des Berner Regisseurs Urs Schnell. Eigentlich ist es eine alltägliche Szene aus einem Drittweltland. Speziell daran ist allerdings, dass sie neben einer Nestlé-Fabrik spielt, die Grundwasser abpumpt, reinigt, mit einem Mineralienmix anreichert und in Plastikflaschen abfüllt. Für Pakistans Oberschicht, die auch unter der maroden öffentlichen Trinkwasserversorgung leidet. Und für die US-Soldaten in Afghanistan. Aber nicht für die Armen, für sie ist es zu teuer. «Pure Life» heisst das Wasser. Lanciert wurde es 1998 in Pakistan. Heute stellt es Nestlé in rund dreissig Ländern her. «Pure Life» ist das meistverkaufte Flaschenwasser der Welt.



Beten in der Trockenheit Pakistans: Szene aus dem Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit dem Wasser»

**PROBLEMATISCH.** «Wir sind in grosser Sorge», klagt im Film «Bottled Life» der Pakistaner Umar Hayat, ehemaliger Gemeinderat in Sheikhpura: «Nestlé installierte einen Tiefbrunnen. Der Wasserspiegel ist enorm gesunken: Früher lag er bei hundert, heute bei drei- bis vierhundert Fuss. Die Fabrik nimmt uns das Wasser weg.» Eine Anschuldigung, die Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann gegenüber «reformiert.» zurückweist: Die Überwachung der «hydrodynamischen Parameter» erlaube es, Risiken zu erkennen und wenn nötig Massnahmen zu ergreifen, «um das lokale Grundwassersystem nicht negativ zu beeinflussen». Auf eine Petition der Anwohner, Zugang zum Wasser zu bekommen, das der Konzern aus der Tiefe fördert, ging Nestlé aber nicht ein.

**PARTEIISCH.** «Als wir vor vier Jahren mit der Recherche begannen, staunten wir nicht schlecht, dass der grösste Nahrungsmittelkonzern der Welt auch Weltmarktleader in Flaschenwasser ist», erinnert sich Regisseur Urs Schnell. Ursprünglich sei ein

kontroverser Film geplant gewesen, in dem Nestlé seine Position im Trinkwassergeschäft selbst erklärt. Doch die Zentrale in Vevey winkte ab: der falsche Film zur falschen Zeit, hiess es. Auf Nachfrage von «reformiert.» präzisiert Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann: «Wir hatten den starken Eindruck, dass der Film einseitig werden und unser Unternehmen nicht fair und unvoreingenommen darstellen würde.»

**POLITISCH.** Entstanden ist der Film «Bottled Life» (übersetzt: «Abgefülltes Leben») trotzdem. Er zeichnet die Expeditionsreise eines Journalisten nach, der sich in Äthiopien, Nigeria, Pakistan und den USA auf die Spuren von Nestlé macht. Und Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck kommt dennoch zu Wort: in mitgeschnittenen Sequenzen aus Pressekonferenzen und PR-Filmen. Vordenker Brabeck prägt darin den Schlüsselsatz: «Ich bin ganz klar

aufs Wasser gekommen, je mehr ich nachgedacht habe, was eigentlich der wichtigste Faktor ist, dass unsere Firma noch einmal 140 Jahre bestehen kann.»

«Nestlé sucht immer neue Quellen, um durch Werbung geschaffene Bedürfnisse nach dem Lifestyle-Produkt Flaschenwasser zu befriedigen. Kommt dazu, dass diese Quellen in Mangelzeiten als Wasserbanken mehr wert sein werden als Gold», sagt Regisseur Urs Schnell. Zu Hilfe komme Nestlé vielerorts die unklare Rechtslage ums Grundwasser.

**PATRIOTISCH.** Etwa im Bundesstaat Maine, im Nordosten der USA, wo der Schweizer Konzern laufend Quellenrechte aufkauft. Der Film «Bottled Life» dokumentiert den Widerstand an der Basis gegen Nestlé und erzählt von ersten Erfolgen. «Sie wollen mit unserem Wasser Profit machen. Sie kommen in ländliche Gebiete mit beschränkter

Verwaltung und benützen ihre Einschüchterungstaktik», empört sich die Kleinunternehmerin Shelly Gobeille. Andere loben im Film den «good neighbour» Nestlé, der Jobs schafft, die lokale Feuerwehr unterstützt und einen Kinderspielplatz sponsert. Die Kleinstadt Shapleigh (Maine) wehrt Nestlés Griff auf das Grundwasser schliesslich ab. Gestützt auf die Grundwerte der USA, erklärt die Gemeinde dieses zum lebensnotwendigen kommunalen Gut. «God bless America», stimmen im ergreifenden Schlussbild die Aktivistinnen an, um ihren Sieg zu feiern. Es sind mehrheitlich Frauen, überzeugte Republikanerinnen, die da gegen Nestlé gewinnen, darunter die Bankdirektorin am Ort. **SAMUEL GEISER**

«Bottled Life» läuft seit Kurzem im Kino. Am 28. Januar, 12.30 Uhr, diskutieren am Open Forum Davos Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck und Deza-Chef Martin Dahinden – unter anderem zum Thema «Wie hält man die Wasserversorgung am Fliesen?»

## «Warum Flaschen- und nicht Hahnenwasser?»

**NACHGEFRAGT/** Wie kommt der Film «Bottled Life» bei der Kirche an? Die Berner Synodalrätin Pia Grossholz ist Mitinitiantin der ökumenischen Wassererklärung.



**PIA GROSSHOLZ-FAHRNI, 56,** ist Vizepräsidentin des Synodalrats der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und Leiterin des Departements OeME-Migration.

**Pia Grossholz, Sie befassen sich seit Jahren mit der Problematik der Wasserprivatisierung: Der Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit Wasser» tut das auch. Können Sie ihn empfehlen?**

Durchaus. Der Film zeigt in eindrücklichen Bildern, wie problematisch es ist, wenn ein mächtiger Konzern von aussen kommt, Quellen kauft, Wasser abpumpt, in Plastikflaschen abfüllt – und Hunderte Kilometer weiter entfernt mit immensem Gewinn verkauft. So verlieren die Menschen vor Ort die Kontrolle über ihr Grundwasser.

**Der Film ist Nestlé-kritisch. Ist er auch fair?**

Nestlé-Verwaltungspräsident Peter Brabeck hat das Interviewangebot der Filmproduzenten ausgeschlagen. Er kommt in «Bottled Life» nur mit Statements zu Wort, die der Konzern generell für die Presse freigegeben hat. Dafür können die Filmemacher nichts. Trotz seiner Brisanz ist der Film aber nicht polemisch: Er gibt einfach jenen Leuten das Wort, die mit Nestlé konfrontiert sind – im trockenen, wasserarmen Pakistan ebenso wie im grünen, wasserreichen US-Bundesstaat Maine.

**Ist Nestlé tatsächlich «ein Raubtier auf der Suche nach dem letzten sauberen Wasser», wie die ehemalige UNO-Chefberaterin für Wasserfragen, Maude Barlow, im Film sagt?**

Nestlé pumpt das Wasser legal ab. Ob der Konzern aber ethisch korrekt handelt, wenn er mit juristischer Übermacht gegen opponierende Gemeinden oder Nichtregierungsorganisationen vorgeht, steht auf einem andern Blatt. Nestlé nutzt die unklare Rechtslage: Wem gehört eigentlich das Grundwasser? Dem Eigentümer des darüber liegenden Grundstücks? Der Allgemeinheit? Dem Staat, den Gemeinden? Ganz stark finde ich, dass der Film zeigt, wie in den USA

die Gesetzesgrundlage diesbezüglich fast so schwach ist wie in einem Drittweltland.

**Die Kirchen haben mit der «Ökumenischen Erklärung zum Wasser als Menschenrecht und als öffentliches Gut» 2005 ein deutliches Zeichen gegen die Privatisierung des Wassers gesetzt. Seither hört man von Kirchenseite kaum noch was. Verstaubt die Erklärung in der Schublade?**

Immerhin hat die UNO 2010 das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht erklärt (vgl. Kasten rechts). Und Kirchen im Norden und Süden arbeiten im «Ecumenical Water Network» zusammen, einem Netzwerk, das Projekte für den Schutz, die gerechte Verteilung und den sorgsam Umgang mit Wasser fördert.

Die Kirchen und ihre Hilfswerke können das Bewusstsein in der Zivilgesellschaft stärken, dass wir alle für das öffentliche Gut Wasser Verantwortung zu tragen haben. In der Schweiz beginnt dies schon mit der Frage: Warum trinken wir immer mehr Flaschenwasser – und immer weniger Hahnenwasser? Fast scheint es so, dass auch wir im Wasserschloss Schweiz den Lifestyle-Kampagnen der Flaschenwasserproduzenten auf den Leim gegangen sind.

**INTERVIEW: SAMUEL GEISER**

### WASSERERKLÄRUNG

#### KIRCHENDIPLOMATIE

#### DIE BLAUE ÖKUMENE

«Ohne Wasser gibt es kein Leben. Wasser ist als Gabe Gottes ein gemeinsames Gut, das nicht zu privatisieren ist»: Es sind starke Sätze, die in der ökumenischen Wassererklärung zu lesen sind, die 2005 von den evangelischen und katholischen Kirchen der Schweiz und Brasiliens unterzeichnet wurden. Rückblickend könnte man sagen: Es waren prophetische. Denn 2010 erklärte auch die UNO das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht. Und unterdessen haben die «Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen» und der «Ökumenische Rat der Kirchen» die Thematik ebenfalls ganz oben auf ihre Traktandenliste gesetzt. «Wasser hat für viele Völker eine kulturelle und religiöse Bedeutung», ist in der ökumenischen Wassererklärung weiter zu lesen. Auch deshalb sei es weit mehr als ein Wirtschaftsgut. Für Christinnen und Christen etwa komme seine Symbolkraft in der Taufe zum Ausdruck. **SEL**

AUF EIN WORT,  
FRAU PFARRERINZwölf launige Fragen an:  
Linda Peter, 30, Pfarrerin  
in Rüschegg.Das Verrückteste  
und das Schönste

- 1** Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar? Keinen Talar, sondern einen schwarzen Anzug. Unsere Kirche braucht, um kenntlich zu sein, keine Äusserlichkeiten wie die Einheitskleidung von Pfarrpersonen.
- 2** Welches Buch nehmen Sie mit auf die Insel – nebst der Bibel natürlich? Das berndeutsche Wörterbuch mit seinen wunderbaren Ausdrücken.
- 3** Schon mal eine Predigt abgekupfert? Gut abkupfern und verbessern ist auch eine Kunst. Ja, ich klaue Sätze, Gedanken und Ideen von bekannten Persönlichkeiten, aber am liebsten von klugen Freunden. Eine ganze Predigt übernehmen kann ich nicht.
- 4** Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen? Ich hoffe insgeheim, dass der Heilige Geist ab und zu dabei hockt, mitfeiert und mir aufs Maul schaut.
- 5** Wann ist letztmals jemand aus einem Gottesdienst von Ihnen gelaufen? Ui. Wenn das schon mal passiert sein sollte, ist die- oder derjenige dabei so lautlos vorgegangen, dass ich es nicht bemerkt habe – hungrige Täuflinge ausgenommen.
- 6** Wie stellen Sie sich Gott vor? Grösser, kleiner, grosszügiger, humorvoller, anders, als wir denken. «Ich bin, der/die ich bin» eben.
- 7** Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle? Das ändert täglich. Heute vielleicht Kohélet 5: «Gott ist im Himmel, du bist auf der Erde, also mach wenig Worte.»
- 8** Welchen Text möchten Sie gerne aus der Bibel streichen? Es gäbe einige. Aber weil die Autorenrechte nicht bei mir liegen, lassen sie sich nicht streichen – ebenso wenig wie die unschönen Geschichten des Lebens. Aber ich will über diese schwierigen Texte reden. Über die Überforderung auch.
- 9** Wie spricht Sie a) der Sigrist, b) die Konfirmandin, c) die Frau in der Migros an? a) Linda, b) Frau Peter, c) Linda, Frau Peter oder Frau Pfarrer.
- 10** Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrerin? Weiss Gott. Maultierzüchterin oder Goldschmiedin waren mal Plan B.
- 11** Haben Sie – an einer Party, in den Ferien – Ihren Beruf auch schon mal verleugnet? Oh – ich kann bezeugen, dass der Flirtfaktor sinkt und das Gegenüber nach dem Notausgang schielt, wenn man den Pfarrberuf erwähnt. Und dann der Ausruf: «Das sieht man dir aber gar nicht an!» Ich kenne zumindest die Versuchung.
- 12** Am 14. Februar ist Valentinstag. Wie erklären Sie einem Jugendlichen den Unterschied zwischen menschlicher und göttlicher Liebe? Es gibt keinen. Man muss menschliche Liebe nicht kleinmachen, um die Grösse der göttlichen hervorzuheben. Gerade in gelebter und körperlicher Liebe wird diese doch erfahrbar! Beides ist oft unglaublich kompliziert, schmerzhaft und doch das Verrückteste und das Schönste.



«Es wird gebaut – Hurra!»: Am provisorischen Haus der Religionen an der Laubeggstrasse kündigt ein Transparent den Baubeginn an

Auch für die Planer  
«ein Riesending»

**HAUS DER RELIGIONEN/ Die Finanzierung ist gesichert, die Verhandlungen mit den Investoren stehen vor dem Abschluss. Wie gehts jetzt weiter?**

«Dieses Projekt ist einmalig. Und es hatte nur genau hier und mit genau diesen Leuten eine Chance»: Andreas Campi vom Zürcher Planungsbüro Halter sagte diese Sätze kürzlich an einer Veranstaltung im provisorischen Haus der Religionen an der Laubeggstrasse in Bern. Die Worte des Nicht-Berners waren ein dickes Lob für einige Unentwegte. Und der «Lohn» für deren zehnjährigen Einsatz für ein Haus im Westen Berns: mit Räumen für fünf Religionen (Christen, Juden, Muslime, Hindus, Aleviten) und einem angeschlossenen Dialogbereich.

**BEGEGNEN.** Im Dezember hatte der bernische Grosse Rat 2,2 Millionen Franken bewilligt und damit das Projekt «Haus der Religionen» finanziell endgültig von der Utopie- in die Bauphase geschickt. Auch für ihn sei das Projekt «ein Riesending», bekannte Planer Campi. Und eine Herausforderung: Als er den Bauplatz in Ausser-

holligen zum ersten Mal besichtigt habe, sei er tatsächlich erschrocken. Einklemmt zwischen Autobahn, Eisenbahn und Kantonsstrasse, habe die Parzelle nicht gerade einladend gewirkt. Auf den zweiten Blick habe sich der Bauplatz aber als «hochinteressant und potent» erwiesen. Es sei der am zweitbesten erschlossene Verkehrsknotenpunkt der Stadt: «Das Mobilitätsbedürfnis unserer heutigen Gesellschaft wird an diesem Ort in einem hohen Masse befriedigt: zu Fuss, mit dem Velo, dem Tram, dem Bus, auf der Schiene oder mit dem Auto», heisst das im Jargon des Planers. Aus dieser Erkenntnis heraus kreierten die Halter-Leute ihren Slogan: «Europa- platz. Begegnen und bewegen».

**BEGINNEN.** Bevor am Europa- platz allerdings der erste Kubikmeter Erde bewegt werden kann, muss noch der zweite Grossinvestor unterschreiben. Einziehen sollen im 200 Meter langen

Gebäudekomplex ja nebst der Religionsgemeinschaften auch ein Hotel, ein Grossverteiler, Läden, Restaurants und Mieter. «Die Verhandlungen sind in der Endphase», versichert Campi.

**BESPRECHEN.** Der nächste Knackpunkt wird die Grundsteinlegung sein. Die Hinduvertreter haben bereits angekündigt, dass sie den Baubeginn mit einem religiösen Ritual begleiten müssen. Auch Vertreter anderer Religionen haben im Zusammenhang mit der Grundsteinlegung Ansprüche angemeldet. «Wir werden das natürlich in einen feierlichen Akt einbinden», verspricht Campi. In der Ausrichtung der Räume habe man bereits einvernehmliche Lösungen gefunden. Mehr zu diskutieren wird wohl die Frage geben, wie sehr die Religionen äusserlich erkennbar sein sollen – hier sind sich Architekten und Religionsvertreter noch uneins. Es gibt noch einiges zu besprechen. **RITA JOST**

Grosse  
Moschee in  
Bern?

Derzeit geben in Bern auch Pläne für eine Grossmoschee in Bern-West zu reden. Bauen will da – scheint mit Geld aus Kuwait – der umstrittene Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS). Von diesem Projekt distanziert sich Hartmut Haas, der Geschäftsleiter vom Berner Haus der Religionen: «Wir arbeiten – ebenso wie die Landeskirchen – nur mit den lokal verorteten Religionsgemeinschaften.» Der IZRS sei das nicht.

**INFOS:**  
www.haus-der-religionen.ch  
www.europaplatz.ch



Gastfreundschaft heisst offene Türen – auch für Fremde

Eintreten bitte,  
die Türen sind offen!

**KIRCHENSONNTAG/ Auch Kirchenferne besuchen gerne Kirchen. Und reformierte Kirchen empfangen alle Gäste. Ein Sonntag zum Thema Gastfreundschaft.**

Viele wissen es nicht, aber nach reformiertem Verständnis sind Kirchen keine «heiligen Orte». Der Synodalrat der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn ruft dies der Bevölkerung zum diesjährigen Berner Kirchensonntag wieder einmal in Erinnerung und lädt alle – Fromme und Zweifler, Kirchnahe und Kirchenferne – ein, ohne Scheuklappen Kirchenräume zu entdecken. Das Thema des Laien- oder Kirchensonntags, der traditionell Ende Januar oder Anfang Februar gefeiert wird, heisst 2012 nämlich «Gastfreundschaft».

**ENTDECKEN.** Was gibt es denn in Kirchen zu entdecken? Ausser Architektur, Kunst und historische Zeugnisse? Zum Beispiel

Menschen, ein Gemeindeleben und Unalltägliches. Es ist zum Beispiel eine Tatsache, dass fast alle reformierten Kirchen heute tagsüber offen sind. Natürlich wird das hin und wieder auch missbraucht, aber gemessen an der Zahl der offenen Kirchen ist die Zahl der gravierenden Zwischenfälle klein.

**ERFAHREN.** In vielen Gemeinden landauf und landab haben sich Laien zum Thema Gastfreundschaft Gedanken gemacht, die sie nun am Kirchensonntag der Gemeinde erfahrbar machen. Gäste – auch kirchen- ungewohnte – sind willkommen. **RITA JOST**

Infos zum Kirchensonntag in Ihrer Gemeinde im 2. Bund

**IM BETT/** Widerstand oder Ergebung? Was einer schwer kranken Patientin im Spital durch den Kopf geht  
**AM BETT/** Zurückhaltung oder Offenheit? Wie Ärzte und Pflegende mit schweren Diagnosen umgehen



Jeweils donnerstags: die Chefarztvisite. Mit dabei sind Ober- und Assistenzärztinnen sowie Pflegefachleute

NOTIZEN AUS DER ISOLIERSTATION: 32 TAGE IN ZIMMER 66, 5. STOCK DES BASLER UNIVERSITÄTSSPITALS

# Reise ins Reich der Augenpaare

**ISOLIERT/** «reformiert.»-Redaktorin Käthi Koenig hat die Isolierstation des Universitätsspitals Basel kennengelernt. Unfreiwillig. Als Patientin. Ihre Aufzeichnungen aus Zimmer 66 sind persönliche Überlegungen über eine Ausnahmesituation.

KÄTHI KOENIG TEXT / CHRISTIAN AEBERHARD BILDER

*Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte. Sie wissen um die Gefahren: das Wetter, die Wege, politische und soziale Unruhen. Eine sichere Heimkehr ist ihnen nicht garantiert. Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein. Die Destination dieser Reise: das Universitätsspital Basel, 5. Stock, Isolierstation. Jetzt, im Rückblick, weiss ich, dass jener Aufenthalt bloss eine Etappe war, eine recht gemütliche sogar. Die Notizen, die ich damals machte, sind Dokumente aus einer Ausnahmesituation. Inzwischen bin ich zwar wieder daheim – und doch immer noch unterwegs in einem fremden Land. Durststrecken, unerwartete Umwege und Hindernisse, hoffnungsvolle Aufbrüche wechseln sich ab. Die Reise geht weiter.*

Isolation – so stellt man sich das vor: Da haust der Patient hinter dicken Glasscheiben oder in einem Zelt. Allein, keine Berührung, abgeschirmt von allem Leben.

Isolation – nichts von dem. Ich begegne hier im Spital mehr Menschen als an jedem gewöhnlichen Arbeitstag. Allerdings sind sie vermmummt: weisser Mantel, Gummihandschuhe und immer eine Maske vor dem Mund. Ob Putzfrau oder Professor: Ich kenne ihre Augen, ihre Ohren, ihre Frisur – aber nicht ihren Mund, nicht ihr Lachen, kaum etwas von ihrer Mimik. Diese Menschen helfen gegen das Gefühl des Eingeschlossenseins. Das Zimmer auch. Ein grosses Fenster, eine weite Sicht. Himmel, Himmel, Himmel. Wolken kommen und gehen. Tag und Nacht.

Isolation heisst: möglichst grosse Keimfreiheit. Das Zimmer wird täglich minutiös geputzt, die Luft gereinigt und klimatisiert, die Leitungen enthalten desinfiziertes Wasser. Der Fussboden ist für mich tabu: Wenn mir etwas hinuntergefallen ist, darf ich es nicht aufnehmen. Das macht meiner Erziehung Mühe. Ich möchte ja möglichst selbstständig zurecht kommen, wenn ich schon so vieles abgeben muss. Den Körper zum Beispiel.

## EDITORIAL

MARTIN LEHMANN  
ist «reformiert.»-  
Redaktor in Bern



## Die Hilflosigkeit der Gesunden

Eine Kollegin wird krank. Sehr krank. Wir hören, dass sie weiterleben kann – falls sie Glück hat und sich irgendwo auf der Welt ein Stammzellenspender finden lässt. Was tun? Man wünscht Kraft. Man zeigt Mitgefühl. Man sagt: «Du machst es gut.» Und merkt, wie wohlgemeinte Aufmunterungen der Gesunden zu ungeschickten, leeren Floskeln für die Kranken werden können. Wie die Scheu Distanz statt Nähe schafft. Wir sagen: Sie ist schwer krank. Wir sagen nicht: Sie hat Leukämie. Wir sagen: Die Therapie ist riskant. Wir sagen nicht: Sie kämpft mit dem Tod. Oder gegen den Tod. Die Tabuisierung von Krankheit beginnt bei den Gesunden.

**Konkret:** Unsere Redaktionskollegin Käthi Koenig war plötzlich weg. Davon handelt dieses Dossier. Es ist keine journalistische Reportage aus einer Isolierstation. Es sind Notizen einer Reise an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod.

Eine Kollegin wurde krank. Sehr krank. Sie wurde unsichtbar. Das Spital verschluckte sie. Aber sie blieb nicht dort. Sie ist unterwegs zurück ins Leben. Sie erholt sich.



Elisabeth H., Pflegeassistentin



Gudrun D., Seelsorgerin



Annemarie S., Besucherin

Jetzt verfügen andere über ihn. Hier ist das Reich der hoch spezialisierten Fachleute, ich werde nie genügend Kenntnisse haben, ihre Entscheidungen zu beurteilen. Statt der Namen der Medikamente merke ich mir lieber jene der Mitarbeitenden.

Aber das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir. Anblick und Geruch des Menüs, das mir gebracht wird, widerstehen mir. Es tut mir leid, ich kann nicht. Statt leckere Bissen Gewissensbisse. Ich bestelle halbe Portionen und lasse noch immer die Hälfte stehen. Eine unsichtbare Ernährungsberaterin mischt sich ein: Sie verschreibt »Energysoup«, eine schleimige Creme, genauso scheusslich, wie ich mir diesen

### «Das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir.»

.....

Food schon immer vorgestellt habe. Einmal würde ich es hinunter. Dann streike ich, und ich bin stolz auf diesen Ungehorsam. Was an Medikamenten in mich hineinkommt, kann ich nicht beeinflussen. Das aber wohl. Auf einmal habe ich Verständnis für jene magersüchtigen jungen Frauen, die aller Welt beweisen wollen, dass sie allein »Herr« über ihren Körper sind.

Aber abgesehen davon bin ich eine Musterschülerin. Ich will es gut machen. Ich will zum Gelingen beitragen, was mir möglich ist. In meinem eigenen Interesse, selbstverständlich, aber auch aus Dankbarkeit jenem unbekanntem Menschen gegenüber, der mir seine Stammzellen zur Verfügung gestellt und damit die Aussicht auf Heilung ermöglicht hat.

Ist so viel Wohlverhalten richtig? Offenbar rumort diese Frage doch in mir. Wären nicht mehr Widerständigkeit, Hinterfragen, Kritik am Platz? Ein Traum lässt mich meine Antwort finden: Ich benehme mich unerhört ruppig, gemein, ekelhaft gegenüber den Pflegenden, gegenüber meinen Angehörigen. Und ich schaue dabei zu, wie sich die Situation verändert: Zu den normalen Schwierigkeiten, die zu meiner Lage gehören, kommen Spannungen und Verstimmungen, Erstaunen, Hilflosigkeit der Leute um mich, sie sind beleidigt, ziehen sich zurück oder zahlen es mir zurück. Es ist nicht wieder gutzumachen, ich weiss es im Traum ganz genau. Als ich erwache, bin ich erleichtert: Es ist nicht so. Und so wie es ist, ist es richtig für mich. Und auch nicht schwer.

*Neue Erfahrungen. Zum Beispiel das TV-Gerät: Ich habe zu Hause keinen Fernseher. Hier im Spital machte ich mich nun mit dem Programmangebot vertraut.*

Da sitze ich also in meinem Bett vor dem Bildschirm – eine glückliche alte Frau mit Falten und Glatzkopf – und sehe und höre die Versprechungen und Verheissungen der Werbung. Was aber, wenn hier eine Dreissigjährige sässe? Vielleicht lag sie vor einem Monat in diesem Bett, vielleicht wird sie in ein paar Wochen hier sein. Seit Jahren hat sie gesehen, gekauft und angewandt, was Schönheit, Erfolg und Attraktivität bringen soll: Pflegemittel für volles, glänzendes Haar, magisch leuchtende Wimpern. Der perfekte Körper ist zu haben, reine Haut ebenso, und auch der richtige Mann. Das ist das Versprechen. Was machen sie mit der Frau, die hier liegen könnte, jung und eben noch höchst attraktiv, aber jetzt: ohne Haar, hässliche Hautausschläge, drohende Unfruchtbarkeit? Was ist mit ihr? Ich kenne sie nicht. Aber es gibt sie.

Ich selbst bin in einer anderen Lebensphase. Ich bin eine glückliche alte Frau, und dafür kann ich nichts. So wenig wie für meine Krankheit. Darum ist mir Mitleid peinlich und ärgerlich, genauso wie Bewunderung: »Wie du das trägst!« Das ist nicht meine Leistung. Ich hatte mein Leben lang Glück. Auch jetzt, offenbar. Vielleicht passt ein anderer Ausdruck noch besser: Gnade. Das Wort, das einen flüchtigen oder dauernden Lebenspunkt festhält und deutet. Das Wort, das durch eine nicht voraussehbare Erfahrung erklärt wird. Gnade und Dankbarkeit für heute. Vielleicht, ich hoffe es, auch für morgen.

*Wer eine Reise plant, macht sich dabei bestimmte Vorstellungen. Unterwegs bringen sie manchmal Verwirrung. Und im Rückblick ist es spannend, das Erlebte mit dem Fantasierten zu vergleichen.*

*Der Spitalaufenthalt wird eine Gelegenheit sein, zu mir zu kommen, stellte ich mir vor: Um die Mitte zu finden, wie man sagt. Und Ruhe. Loslassen. All die schönen Wörter und Ideen. Es würde auch eine Reise ins Innere werden: keine Bücher, keine Ablenkung, keine Zerstreuung. Welche Chance für mich mit meinem ständigen Tun und Wissenwollen.*

*Dann die Vorübung. Mein geschwächtes Immunsystem hatte einem Virus keinen Widerstand bieten können, das halbe Gesicht war gelähmt. Das Lachen eine Fratze, das Reden entstellt, das rechte Augenlid gelähmt. Eine Woche Spitalaufenthalt. Daliegen, nur daliegen. Nichts von einer Reise ins Innere, kein Loslassen von Gedanken und Gefühlen. Das Denken eingeklemmt*

*zwischen Hirn und Schädel. Aktive Aufmerksamkeit? Bloss passives, formloses Sein.*

*Schön war es, wenn die Zimmernachbarin mit ihren Besucherinnen plauderte – teilnehmen an einem fremden Leben, ohne dass ich mich beteiligen musste. Ich lernte die Beziehungen in der Familie kennen; jene, von denen die einen Besucher sprachen, tauchten später auf und verhandelten nun die anderen, die eben gegangen waren. Wenn alle weg waren, erzählte mir die Frau im Bett nebenan deren Geschichten weiter.*

Rückzug macht mich schwach. Aber was mir hilft, sind die Geschichten der anderen. Sie haben mir von ihrem Schicksal erzählt. Schlimmes, Trauriges und unsäglich Tragisches. Wie sie Schicksalsschläge, Krankheit, Verlust aufnehmen und annehmen. Mit Widerspruch und Unglauben, Achselzucken, Aufbegehren, Gelassenheit, Ergebung – auch Selbsttäuschung? – und wieder von vorne. Das Wort »Würde« wird mir wichtig. Jetzt hilft mir das, was sie mir erzählt haben. Vom Kämpfen, vom Nicht-Verstehen-Können. Vom Hoffen, Trost-Finden und Stärker-Werden. Wenn sie das können, warum nicht auch ich?

Meine medizinische Therapie entwickelte sich aus den Versuchen, dem Scheitern und den Erfolgen bei jenen, die vor mir die gleiche Krankheit durchmachten. Die litten, kämpften, starben oder weiterlebten unter mehr oder weniger guten Bedingungen. Ihren Erfahrungen, ihrem Leiden habe ich meine Chancen zu verdanken. Ähnlich baue ich mit meinen Gefühlen auf die Geschichten, die mir erzählt wurden. Ihretwegen vertraue ich darauf, dass es gut kommt, wie immer es kommt. Dass ich, wie jene, auch jetzt eine Aufgabe habe, die ich, wie jene, in Würde vollbringen möchte. Keine Reise ins Innere also. Eher eine Reise

### «Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert.»

.....

zu den Menschen. Ich lasse ab von Einsamkeitsfantasien, von Rückzug und Askese – und nehme mit Dank und Neugier ein Geschenk an: einen iPad, garantiert keimfrei zu halten, Schatztruhe für Bücher, Zeitungen, Musik, Filme, persönliche Nachrichten, jederzeit abrufbar, Brücke zur weiten Welt.

Die Reise ins Innere ist vertagt.

*Natürlich hatte ich mir auch mein Reiseziel, das Isolierzimmer, vorgestellt: als fremde Welt mit bekanntem Mobiliar – Bett, Tisch, Stuhl, TV- und Radioapparat.*



Bahman T., Reinigungsdienst



Hermann S., Pflegefachmann



Lucia L., Koordinatorin

*Einfach ein Spitalzimmer, wie es in der Vorbereitungs-broschüre beschrieben war. Warum, so frage ich mich beim Zurückschauen, warum haben mich die kleinen Abweichungen der Wirklichkeit von der Vorstellung so sehr gestört? War es die Situation des Eingeschlössenseins, die mich eben doch verwirrte – ein Zustand, schwebend zwischen den Vorstellungen von vorher und der Wirklichkeit?*

Alles ist nun wirklich so vorhanden und doch unverhältnismässig irritierend für mich, und das bloss, weil alles seitenverkehrt zu meiner Vorstellung ausgerichtet ist – das Fenster links statt rechts, das Bett an der Nord- und nicht an der Südwand. So gibt es nun das Bild und die Wirklichkeit. Vielleicht spielen die Medikamente mit bei dieser eigenartigen Verwirrung. Erst nach und nach rücken die Tatsachen die Vorstellungen zurecht, ersetzen sie durch das einzig Mögliche und ganz Normale. In diesem Zimmer, mit diesen geregelten Abläufen und Behandlungen, mit unendlich vielen medizinischen Einrichtungen und Gegenständen, mit dem Transfusionsständer, der nun, ausser während drei Stunden am Morgen, ständig mit meinem Körper verbunden ist.

Manchmal halte ich inne: Was mache ich da? Was macht man mit mir? Was macht es in mir? Ein kurzes Überlegen, mehr Staunen als Erschrecken, und schon füge ich mich wieder ein. Denn für alle, die hier in diesem Raum zu tun haben, ist es normal, so wie es ist. Sie sind sorgfältig, zuverlässig, rücksichtsvoll und entschlossen. Sie werden schon recht haben. Alles muss so sein.

*«Hast du denn nicht Angst?», wurde ich gefragt. Angst wovor? Vor dem Tod? Seit ich mich erinnern kann, weiss ich, dass ich einmal sterben werde. Jetzt allerdings war es anders, weil sich die Art meines sicheren Todes mit mehr Wahrscheinlichkeit gezeigt hatte. Zwar könnte es genauso gut sein wie bisher, dass ich morgens nicht mehr aufwache oder einen Hirn-, einen Herzschlag habe. Aber sicher ist: Diese Krankheit würde zu meinem Tod führen, wenn ich von anderem verschont bliebe.*

Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert. Die Stammzellentransplantation, eine aufwendige und teure Therapie, kann eine vollständige Heilung ermöglichen. Die Alternative wäre eine langsame Entwicklung hin zum Tod, ebenfalls mit Behandlungen verbunden. Einfach leis und stille sterben – wäre das überhaupt möglich? Kaum, und das hat meine Entscheidung erleichtert.

20 Tage nach dem Tag 0, als die Zellen eingeführt wurden: Ich lebe, ich lebe sogar gut, die neuen Stammzellen in mir leben, sie teilen sich und wachsen jetzt in Windeseile. Das Sterben ist wieder so abstrakt wie vor zwanzig Jahren, wie vor einem Jahr. Vielleicht, ich vermute es nun, zeigt und offenbart es sich erst und allein in dem Augenblick, in dem es nur noch erlebt, verlebt, nicht mehr reflektiert und nicht mehr mitgeteilt wird.

*Im Isolierzimmer hatte ich erfahren, wie aus einer Ausnahmesituation Normalität wird. Auch das Leben mit Krankheit, Schmerzen, Hinfalligkeit kann normal werden. Auch die Konfrontation mit dem Tod?*

Aber das Sterben? Was ist beim Sterben normal? Wenn ich jetzt wieder gesund werde, wie kann ich dann später einmal sterben? Natürlich sterben wir, aber wie sterben wir natürlich? Schwäche, Dahinsiechen oder Zusammenbruch – so war es lange bei uns, und so ist es immer noch dort, wo Vierzigjährige gebrechlicher erscheinen als hierzulande Achtzigjährige. Lebenskraft und -qualität können bis ins hohe Alter erhalten und erneuert werden.

### «Was ist beim Sterben normal? Natürlich sterben wir. Aber wie sterben wir natürlich?»

Es gibt Therapien und Eingriffe für alles, ebenso vielversprechend und wirkungsvoll wie meine, die ich dankbar und staunend annehme. Und doch:

Wann darf ich sterben? Wenn es mir gut geht, will ich nicht sterben. Und ich will nicht, dass es mir schlecht geht, ich möchte nicht, dass mich Leiden und Schmerzen in den Tod treiben. Sterben, alt und lebensatt – können wir das, so wie es sich unsere Vorfahren wünschten? Wann gibt uns die Medizin wieder frei? Was früher ein Kampf mit dem Tod war, gegen Schwäche und Schmerz, zeigt sich heute vielleicht als Emanzipation gegenüber allen noch machbaren Möglichkeiten.

Jetzt, mit meinen 61 Jahren, mache ich gerne weiter mit beim Leben. Aber muss es auch sein, wenn ich achtzig werde? Wann und wie kann beides zusammenfallen: dass sie mich gehen lassen und dass ich mich gehen lassen will? Vielleicht wehklagend, weggammernd, wegdämmernd. Vielleicht mit Würde und Klarheit. Wie wird es mir geschehen? Und wie können und wollen andere das tun? Wie lässt unsere Gesellschaft es geschehen? Vermag sie es zu gestalten?

## KRANKHEIT UND THERAPIE

**LEUKÄMIE.** Leukämie ist eine bösartige Erkrankung der weissen Blutkörperchen (auch «Blutkrebs» genannt), verursacht durch genetische Veränderungen in den Blutstammzellen. Dadurch gelangen unreife weisse Blutkörperchen in den Blutkreislauf, vermehren sich dort unkontrolliert und verdrängen die gesunden Blutkörperchen. Bei akuter Leukämie ist die Ausreifung der Blutzellen sehr stark beeinträchtigt, die Heilungschance liegt bei vierzig bis fünfzig Prozent, je nach Alter der Betroffenen. Bei anderen Leukämieformen ist die Zellfunktion nur wenig gestört, sie verlaufen eher chronisch. Leukämien gibt es in verschiedenen Formen, teils mit besserem, teils mit ungünstigerem Verlauf.

**TRANSPLANTATION.** Die Transplantation von Blutstammzellen wird hauptsächlich zur Behandlung von Blutkrebs eingesetzt, aber auch für andere, zum Beispiel angeborene Erkrankungen des Blutsystems. Ihr Erfolg hängt von der Übereinstimmung der Gewebsmerkmale zwischen Spender und Empfänger ab. Im Gegensatz zu den bloss vier Blutgruppen im System der ABO-Blutgruppen gibt es hier aber Millionen verschiedener Kombinationen. Mithilfe einer Datenbank, in der sich über neunzehn Millionen Freiwillige weltweit registriert haben, wird ein passender Spender gesucht.

**EMPFÄNGER.** Wenn sichergestellt ist, dass der gewählte Spender gesund

und verfügbar ist, wird der Zeitplan für die Transplantation festgelegt. Zur Vorbereitung gehören Routineuntersuchungen zum allgemeinen Gesundheitszustand des Patienten sowie die sogenannte Konditionierung, bei der durch Chemotherapie und/oder Bestrahlung der grösste Anteil der bösartigen Zellen vernichtet wird.

**SPENDER.** Auch er muss während einiger Tage medikamentös behandelt werden. Die Medikamente bewirken, dass Stammzellen aus dem Knochenmark ins Blut wandern. Kurz vor der Transplantation wird der Spender während rund sechs Stunden an ein Gerät angeschlossen, das dem Blut die Blutstammzellen entnimmt. Sie werden nun unverzüglich und oftmals über weite Strecken zum Empfänger gebracht und intravenös verabreicht. Die Stammzellen wandern aus dem Blut ins Knochenmark und beginnen sich dort zu teilen und auszubreiten. Diese Periode dauert zwei bis drei Wochen. Während dieser Zeit ist die empfangende Person sehr anfällig für Infektionen. Wenn der Anstieg der Zahl der Blutzellen zeigt, dass das Transplantat anwächst, und wenn es nicht zu starken Abstoßungsreaktionen kommt, kann die behandelte Person aus der Spitalpflege entlassen werden. Sie braucht aber eine intensive Nachbehandlung.

**INFORMATIONEN:** Bundesamt für Gesundheit [www.bag.admin.ch/transplantation](http://www.bag.admin.ch/transplantation). Unter folgenden Adressen kann man sich für eine Stammzellenspende registrieren: [www.blutstammzellen.ch](http://www.blutstammzellen.ch) [www.sbsc.ch](http://www.sbsc.ch)



Jakob Passweg, Chefarzt

Dr. med. Jakob Passweg, 52, ist seit Januar 2011 Professor für Hämatologie an der Universität Basel und Chefarzt für Hämatologie am Universitätsspital

# «... weil vier Augen mehr sehen als zwei»

**PATIENTENGESPRÄCH/** Wie ehrlich dürfen Ärzte gegenüber Schwerkranken sein? Und wie gehen Pflegende mit schwierigen Patienten um? – Rückfragen an einen Chefarzt und eine Pflegefachfrau.



Franziska Suter, Pflegefachfrau

Franziska Suter ist seit 35 Jahren Pflegefachfrau. Seit 1986 arbeitet sie auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals

## DER PROFESSOR

**Herr Passweg, Sie kennen die medizinischen Werte Ihrer Patienten bis ins kleinste Detail. Kennen Sie sie auch als Menschen?**

Diese Daten machen nur einen kleinen Teil aus in der Beziehung zu den Patientinnen und Patienten. Die Krankheit gehört zwar zur Person, aber die Person ist mehr als die Krankheit. Gerade das gefällt mir an meinem Beruf: dass ich in Kontakt bin mit ganz unterschiedlichen Menschen. Als ich in Genf arbeitete, begegnete ich auch Menschen aus ganz andern Kulturen.

**Da war die Verständigung gewiss nicht einfach.**

Nur schon das Verstehen an sich ist da eine mühsame Sache. Und auch inhaltlich gibt es Unterschiede. Bei uns in der Schweiz hat innerhalb der letzten dreissig Jahre ein Wandel stattgefunden: ein Wandel hin zur Ehrlichkeit. Dass der Patient nicht informiert wird und Leiden, Sterben und Tod tabuisiert werden, das ist bei uns vorbei. In anderen Kulturen jedoch gilt zum Teil immer noch: Ein Arzt, der über das Sterben spricht, ist ein schlechter Arzt.

**Wie wirken sich Offenheit und Ehrlichkeit aus?**

Uns ist der Begriff «Empowerment» wichtig: Der Patient soll Herr über sein eigenes Schicksal bleiben.

Dass ein Kranker sagt: «Herr Doktor, entscheiden Sie, ich will gar nichts wissen», das kommt heute kaum mehr vor. Vor vierzig Jahren war das die normale Einstellung.

**Gibt es bei schwerkranken Patienten gewisse Charaktereigenschaften, welche die Heilungschancen fördern – oder gefährden?**

Ich glaube nicht, dass es da einen besonders günstigen Grundcharakter gibt. Ein Kämpfertyp wird nicht unbedingt besser fertig mit der Krankheit als ein dulddender Mensch, der sagt: Was immer auf mich zukommt, ich nehme es, wie es ist. Wichtig ist jedoch eine gewisse Zuverlässigkeit, was die Behandlung angeht. Es gibt Leute, die nur die Hälfte der vorgeschriebenen Medikamente einnehmen: Vielleicht haben sie eine geheime Wut, aber statt auf den Tisch zu klopfen und sich zu beklagen, entziehen sie sich auf diese Weise. Gewisse Behandlungen, von denen man weiss, dass sie Erfolg haben, gelingen eindeutig nicht, wenn sie nicht richtig durchgeführt werden.

**Erhalten alle von einer Krebserkrankung Betroffenen die notwendige Therapie?**

Weltweit längst nicht alle. Die meisten Menschen mit diesen Krankheiten erhalten nicht die Behandlung, die ihnen hilft oder sie sogar heilt.

**Aber bei uns wird niemand ausgeschlossen?**

Es gibt immer ethische Konfliktzonen. Zum Beispiel: Ein junger Mann mit einer schweren geistigen Behinderung, der Leukämie hat – macht man da eine Chemotherapie? Auch eine Stammzelltransplantation? Kann er verstehen, worum es geht, und sich entsprechend verhalten? Oder darf man die Transplantation bei jemandem machen, von dem man weiss, dass er unzuverlässig ist im Umgang mit den Medikamenten? In solchen Situationen gibt es eine ethische Beratung. Meistens entscheiden wir zugunsten des Patienten. Es besteht ja auch immer die Möglichkeit, dass er sich ändert, hinzulernt.

**Kann sich unsere Gesellschaft diese teuren Therapien überhaupt leisten?**

Die Schweiz ist das wohlhabendste Land auf dieser Welt. Die Gesundheitsversorgung ist gut ausgebaut, mit relativ viel Speck dran.

Der Kantönigeist bewirkt jedoch viele Ineffizienzen – da gäbe es zuerst anderswo Speck abzuschneiden ...

**Werden aber dennoch Behandlungen vorenthalten?**

Ständig und überall, aber das hat mit anderem zu tun. Zum Beispiel sind gewisse Krankheiten so selten, dass die Medikamente

dazu auf den Listen der Krankenkassen nicht aufgeführt sind. Es gibt auch Ungleichheiten wegen den unterschiedlichen Voraussetzungen in den Kantonen.

**Und wenn die Therapie nur bedingt gelingt und ein Patient zu gesund zum Sterben, aber zu krank ist, gut zu leben? Was heisst das für Sie?**

Es ist eine grosse Freude, jenen zu begegnen, welche die Krankheit überwinden. Wenn sie sich jedoch wieder zurückmeldet, ändert sich die Zielsetzung der Therapie. Dann geht es darum, mitzuhelfen, dass der Kranke den Rest des Lebens gut, würdig verbringen kann und der Tod möglichst gnadenvoll ist.

**Bedeutet die Angebote der Sterbehilfeorganisationen für Sie als Arzt eine Entlastung?**

Ja, ich finde, wir haben eine relativ gute Gesetzgebung, auch wenn längst nicht alles geklärt ist. Es gibt kein Gesetz, das festlegt, bis zu welchem Punkt ein Leben lebenswert ist, das Urteil darüber wird vielmehr den Einzelnen zugewilligt. Viele unserer Patienten sind Exit-Mitglieder, manche kämpfen dennoch bis zum Schluss und nehmen die Sterbehilfe nicht in Anspruch. Aber sie wissen, dass es diese Möglichkeit gibt. Grundsätzlich sind wir als Ärzte auf der Seite des Lebens: Wir machen zwar Sterbebegleitung, sind aber bei assistiertem Suizid nicht dabei.

## DIE PFLEGEFACHFRAU

**Franziska Suter, kommt es vor, dass Sie vor der Tür zu einem Krankenzimmer am liebsten wieder umkehren möchten?**

Nein. Natürlich gibt es Situationen, in denen ich inneren Widerstand wahrnehme: wenn ich zum Beispiel Nachtdienst habe und ein Patient sehr anspruchsvoll ist. Dann muss ich mich vor dem Eintreten ins Zimmer sammeln und mir bewusst machen, dass ich müde bin und darum gereizt – und dass das nicht das «Vergehen» des Kranken ist.

**Sie stellen sich also ganz auf einen Kranken ein?**

Wir versuchen, hinter dem zu stehen, was der Patient entschieden hat: Er macht diese Therapie. Es kommt vor, dass jemand unsicher wird, dann soll er dennoch – oder erst recht – meine grundsätzliche Unterstützung erfahren. Das kann auch bedeuten, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde. Ich trage das mit, aber ich muss nicht beurteilen, ob seine Haltung richtig ist oder nicht.

**«Läuten Sie ungeniert»: Das ist ein Standard-satz des Pflegepersonals. Was, wenn sich ein Patient wirklich daran hält?**

Es kommt vor, dass jemand «auf der Glocke sitzt», wie wir sagen. Das hat fast immer einen Grund: Vielleicht hat der Patient Angst, Panik. Manchmal hilft es, wenn ich eine Zeit lang bei ihm sitze oder mehr Licht mache. Wenn es eine reine Anspruchshaltung ist – der Rollladen muss zuerst hinauf, dann gleich wieder runter –, dann sage ich auch einmal: Es tut mir leid, aber Sie müssen sich jetzt gut überlegen, was Sie in den nächsten fünf Minuten noch brauchen, und Sie müssen es mir jetzt sagen, nachher habe ich einfach keine Zeit mehr. Meistens kommt

das gut an. Aber man kann nicht alles professionell bewältigen. Manchmal hat man einen gereizten Unterton, der andere merkt das auch. Ich bitte dann um Entschuldigung. Gereiztheit darf sein, auf beiden Seiten, wir müssen das ertragen können.

**Gilt das auch für die Zusammenarbeit im Pflegeteam?**

Nicht jeder reagiert gleich, wenn man ihn auf einen Fehler aufmerksam macht. Und doch muss man es immer wieder tun, immer wieder konfrontieren, auch wenn es den Kollegen verärgert. Es darf nicht sein, dass man hintenrum allen anderen sagt, was einem an einer bestimmten Person nicht passt, aber ihr selbst nicht. Klar ist aber auch, dass man dann selbst nicht geschont wird.

**Was tun Sie, wenn von ärztlicher Seite etwas verpatzt wird?**

Die Assistenzärzte etwa sind für viele Patienten verantwortlich, da kann mal etwas untergehen. Es stört mich nicht so sehr, wenn etwas vergessen geht. Mehr stört mich, wenn jemand auf einen entsprechenden Hinweis verärgert reagiert. Wenn wir alle respektieren, dass vier Augen mehr sehen als zwei, dass beide Berufsgattungen, Ärzte und Pflegende, professionell sind, aber unterschiedliche Arten der Verantwortung wahrnehmen, funktioniert es sehr gut. Wenn aber Machtansprüche hineinspielen, wenn es als Problem zwischen Hierarchieebenen ausgetragen wird, kommt es zu Konflikten.

**Unterschiedliche Arten von Verantwortung?**

Ein Arzt will, dass eine Therapie heilt, gerade bei jungen Menschen. Wir Pflegenden jedoch, wir begleiten, stützen, tragen, und wir kommen manchmal auch an den Punkt, an dem wir sagen: Man muss den Patienten jetzt in Ruhe lassen. Dieser Punkt wird unterschiedlich wahrgenommen, weil Ärzte und Pflegende unterschiedlich ausgerichtet sind. Die Assistenzärzte schwenken oft auf unsere Linie ein, weil sie jeden Tag den Verlauf der Krankheit wahrnehmen und das Leiden aus grösserer Nähe mitbekommen. Die Entscheidung ist immer beim Oberarzt, aber sie wird natürlich im Team diskutiert.

**«Es kann sein, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde.»**

FRANZISKA SUTER, PFLEGEFACHFRAU

**Und manchmal erleben Sie Überraschungen?**

Ja, es ist überhaupt nicht immer so, dass die Pflege recht hat. Ich erinnere mich an Kinder, die extrem litten. Als Mutter hätte ich wohl gesagt: Ersparen wir ihnen das. Und dann überlebten sie. Natürlich kann man immer

noch die Frage stellen: Ist Überleben alles? Wie steht es mit der Lebensqualität? Aber auch das kann man ja nicht voraussehen. Niemand von uns weiss alles. Wir wollen gemeinsam zu einem Konsens kommen, und meine Aufgabe kann es sein, eine unerträgliche Situation anzusprechen.

**Was, wenn Sie selbst die Diagnose Leukämie hätten?**

Es ist seltsam, ich glaube nicht, dass ich ausgerechnet an Leukämie erkranken könnte. Aber das meint jeder. In jungen Jahren hätte ich mit dieser Diagnose keine Chance gehabt, weil es noch keine Fremdspender gab. Ich würde vielleicht noch nach anderen Optionen fragen. Aber gerade bei Leukämie gibt es keine alternativen Behandlungsmöglichkeiten. Die seriöse Naturheilkunde sagt ganz klar: Da können wir mit unseren Mitteln nichts machen. **INTERVIEWS: KÄTHI KOENIG**



# Armbänder für Singles?

**SINGLES/** Liebe, Beziehungen, Sinnlichkeit: Die Kirche bietet vieles, was Single-Herzen begehren. Dennoch bleiben sie ihr fern. Was kann die Kirche für die Singles tun?



Von der Einsamkeit zur Zweisamkeit: Kann die Kirche helfen?

Die Singles sind für die Kirche schwer zu fassen – und umgekehrt. Singles tendieren dazu, sich zurückzuziehen. Als Gruppe sind sie kaum erkennbar, es sei denn als beziehungsuchende Community im Internet (vgl. Kasten). Die Kirche, von ihrem Selbstverständnis her erste Anlaufstelle für Suchende und Einsame, zieht vor allem Familien und ältere Menschen an. Junge erwachsene Singles hingegen fühlen sich fehl am Platz. «Für uns sind Singles als eigene Gruppe kein explizites Thema», räumt Beatrice Pfister ein, Leiterin des Bereichs Sozial-Diakonie der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Es fehlten einerseits die Ressourcen, andererseits lege man den Fokus auf spezifische Betroffenheiten: «Einsame Menschen gibt es unter Gehörlosen, Verwitweten, Menschen nach Trennung und Scheidung oder Ausgesteuerten. Singles sind in unseren Augen nicht eine eigene Gruppe, die Stärkung braucht.»

**FÜHRUNG.** Doch auch ohne ausgefeiltes Konzept glaubt Beatrice

Pfister, dass die Kirche für Singles attraktiv ist. Beispiele? Die Berner Petrusgemeinde bietet Führungen ins Klee-Museum an. In Bümpliz ist die Talentbörse ein Ort der Begegnung von Frauen und Männern. Und in Blumenstein versammelt der Gospelchor singbegeisterte Singles. «Bei diesen Angeboten besteht auch eine gewisse Holschuld für Singles», appelliert Pfister.

**VERFÜHRUNG.** Verena Calame sieht dagegen eher die Bringschuld der Kirchen. Sie arbeitete neun Jahre lang für das kirchlich unterstützte Partnervermittlungsinstitut «Unterwegs zum Du», beriet Singles und verkuppelte dann und wann auch erfolgreich ein Paar:

«Die Kirche sollte ein Ort sein, an dem Menschen achtsam und liebevoll begegnet wird. Oft habe ich das aber in der Kirche nicht so erlebt.» Den Menschen würde zu wenig das Gefühl der eigenen Einzigartigkeit und Ganzheit vermittelt – und genau dies sei eine unabdingbare Voraussetzung für die Partnersuche, so Verena Calame.

## Single-Börsen

Die Gruppe der Singles wächst: Gemäss Bundesamt für Statistik betrug 1980 der Anteil der Einpersonenhaushalte in der Schweiz 29 Prozent, im Jahr 2000 waren es 36 Prozent. Gläubige Singles finden auf sie zugeschnittene Unterstützung im Internet. Die grössten Single-Börsen zielen auf freikirchliche Christen, so etwa [www.yourlove.ch](http://www.yourlove.ch) oder [www.chringles.ch](http://www.chringles.ch). Im landeskirchlichen Spektrum bewegt sich das Portal «Unterwegs zum Du» ([www.zum-du.ch](http://www.zum-du.ch)). Es bietet auch persönliche Beratungsgespräche und Freizeitgruppen an. **RW**

**BEGEGNUNG.** Calame sieht Handlungsbedarf für die Kirchen: «Singles suchen Beziehungen. Darin müssen sie unterstützt werden. Warum organisiert nicht einmal eine Kirchgemeinde eine Single-Velotour, vorzugsweise an einem Sonntag, dem problematischsten Tag für Singles?» Calame könnte sich gar vorstellen, dass Kirchen Armbänder für Singles verteilen – ähnlich dem Ehering für Verheiratete –, die Kontaktsuchende füreinander erkennbar machen.

An Ideen mangelt es ohnehin nicht: Die Kirchgemeinde Bümpliz zum Beispiel will vermehrt auf die kirchliche Problemgeneration der Zwanzig- bis Fünfzigjährigen zugehen, insbesondere auf Männer, die sich stärker zurückzögen: «Im letzten Herbst fand an der Sense ein gut besuchtes Campingweekend für Väter und Söhne statt», erklärt Daniel Krebs, Leiter Sozial-Diakonie der Kirchgemeinde.

**WERBUNG.** Beatrice Pfister würde sich gegen einen Ausbau des kirchlichen Angebots nicht wehren. Es gelte aber auch, für die bestehenden Angebote der Kirche selbstbewusst die Werbetrommel zu rühren. Denn es stimme einfach nicht, dass für Singles in der Kirche kein Platz sei: «Singles lassen sich oft durch den Satz aus der Bibel abschrecken: «Es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist.» Aber es gibt doch andere Beispiele: Zum Beispiel Jesus, der auch als Single in einer Gemeinschaft lebte.» Vieles, was Menschen ohne feste Beziehung vermissen, fänden sie in der Kirche vor: die Erfahrung von Zuwendung und Sinnlichkeit – sei es in einem Chor, bei Segnungshandlungen oder beim Friedensgruss im Gottesdienst.

Fazit: Die Kirche wäre attraktiv für Singles. Doch sie müsste selbstbewusster dazu stehen – und danach handeln. Damit Singles ihren Lockrufen nicht mehr widerstehen könnten.

**REMO WIEGAND**

## SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI  
ist Redaktor Religion bei  
Radio DRS und Buchautor



## Vielleicht hilft ja Bläsi

**WUNDER.** Die römisch-katholische Kirche hat so viele Heilige, dass nicht einmal die Experten im Vatikan deren genaue Zahl kennen. Es sind mehrere Tausend. Viele stammen aus der Zeit vor der Reformation, gehören also zum gemeinsamen christlichen Erbe. Zum Beispiel Blasius. Er hat im vierten Jahrhundert an der türkischen Schwarzmeerküste gelebt und gilt als Helfer bei Halsleiden und Ersticken. Mit seinem Gebet soll er einmal einen Knaben gerettet haben, dem eine Fischgräte im Hals stecken geblieben war.

**HALSWEH.** In der Schweiz wurde aus Blasius ein Bläsi. Man konnte ihn bei allen Halsproblemen um Hilfe bitten. Im Idiotikon, dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, finden sich alte Texte, die zeigen, wie das funktioniert: «Wer an Halsweh leidet, der trinke Weihwasser aus einer Bouteille, die einen gebrochenen Hals hat, und rufe: Bläsi, Bläsi, Bläsi! So verliert er das Halsweh.» Und ein Betroffener berichtet in holprigen Reimen: «Wenn mir der Hals geschwollen was, da kam der Pfaff und lehrt mich das: Bring Sant Bläsi eine silbre Gab, der hilft dir der Geschwulst ab.»

**HELPER.** Bis heute wird in der römisch-katholischen Kirche am 3. Februar der Blasius-Segen gesendet. Er soll den Hals vor Krankheiten bewahren. Ob das auch funktioniert? Im Zweifelsfall setzen wir heute doch lieber auf Bonbons, Tabletten und Salbeitee. Aber Blasius wird deswegen noch lange nicht arbeitslos, er könnte sich nämlich auch um all jene Menschen kümmern, denen etwas Unangenehmes im Hals stecken geblieben ist. Es müssen ja nicht gleich Fischgräten sein, der übliche gleichgültige Ärger reicht auch schon. Einige bekommen dabei einen richtig dicken Hals. Andere würgen und versuchen herunterzuschlucken, was sie plagt. Das wäre doch etwas für dich, Bläsi!

**BEFREIUNG.** Und dann all die Furchtsamen und Schüchternen, die kaum richtig atmen und sprechen können, weil die Angst ihnen den Hals zuschnürt: Sie könnten etwas Hilfe von oben bestimmt brauchen. Bläsi, was meinst du? So nebenbei könntest du auch jene etwas lockern, die zu Halsstarrigkeit neigen, weil sie immer recht haben müssen und nicht von ihren festgefahrenen Meinungen lassen können.

**SEITENBLICK.** Doch vielleicht mag Bläsi ja nicht mehr heilen. Er ist unterdessen nämlich fast 1700 Jahre alt. Als Heiliger wird er zwar kaum je pensioniert, aber unsere Probleme müssen wir heute wohl selbst lösen. Schliesslich sind wir aufgeklärte Menschen, glauben kaum noch an Wunder und wissen um unsere Verantwortung.

Aber so nebenbei ganz verschämt auf einen Heiligen wie Blasius zu schießen und mit dem Gedanken zu spielen, ob er uns vielleicht helfen könnte, obwohl wir nicht daran glauben – das dürfen wir uns auch heute noch erlauben. Gell Bläsi, dagegen hast du doch nichts einzuwenden?



**ABC DES GLAUBENS/** «reformiert.» buchstabiert  
Biblisches, Christliches und Kirchliches –  
für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.



Ebenso sicher wie das Amen in der Kirche ist auch dasjenige in der Synagoge und in der Moschee. Da enden die Gebete mit der kleinen, ursprünglich hebräischen Zustimmung: Amen – so ist es! Diese kollektive Einwilligung, leise oder laut mitgesprochen, gehört zum Ritual. Bei religiösen Glaubenssätzen anderer Couleur murmeln nicht alle ein absegnendes Ja und Amen mit. Gerade die reformierte Tradition hält das Mit- und Selberdenken hoch und verzichtet auf einen Katalog, der keine Widerrede duldet. Wer innerlich beteiligt einer Rede oder

einem Gebet mit Amen beipflichtet, lässt es nicht dabei bewenden. Denn Beten heisst nicht, Gott mit Ansprüchen zu bedrängen, er solle nun endlich die Welt retten. Vielmehr lässt man sich mit dem Amen auf Gott ein, der «alles in allem» ist. Amen, so geschehe es – aber auch an, durch und mit einem selbst.

Überraschend steht im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung: «Dies sagt der Amen» (3, 14). Jesus wird dort als das personifizierte Amen aufgefasst. Er wird zum göttlichen So-sei-es, zur konkreten Bestätigung seiner Liebe. Der Mann aus

Nazareth hat dieses Amen verkörpert, indem er in Übereinstimmung mit seinem göttlichen Ursprung zu leben versuchte.

Er kann uns Nachgeborene anregen, das Amen als Lebenshaltung zu entdecken: Statt abweisend gehen wir erwartungsvoll in den Tag. Den Argwohn tauschen wir bewusst gegen Freundlichkeit aus. Wir verneinen unser Leben nicht, sondern bejahen es grundsätzlich. Denn es ist, was es ist, samt seinem Schweren und Schönen. Hier kann ein mutiges Ja und Amen für einmal klug sein – und versöhnlich. **MARIANNE VOGEL KOPP**

**NACHRICHTEN**

**Gegen Burkaverbot**

Die staatspolitische Kommission des Ständerats hat sich Mitte Januar mit sieben zu drei Stimmen gegen ein Burkaverbot ausgesprochen. Sie empfiehlt dem Ständerat, eine Motion des Walliser SVP-Nationalrats Oskar Freysinger abzulehnen. Im September 2011 hatte die grosse Kammer Freysingers Vorstoss deutlich gutgeheissen. Der SVP-Nationalrat möchte Schleier, Burkas und andere Verhüllungen im öffentlichen Verkehr, in Verwaltungsgebäuden sowie bei Kundgebungen verbieten.

**Für Steuerpflicht**

Firmen im Kanton Freiburg sollen weiterhin Kirchensteuern bezahlen: Dies hat die Kantonsregierung beschlossen. Gefordert hatten die Abschaffung der Steuerpflicht die Jungfreisinnigen. Die Kantonsregierung betonte, die Kirchen würden neben ihren liturgischen auch wichtige soziale Aufgaben wahrnehmen. Auch in den Kantonen Graubünden und Zürich gibt es derzeit Bestrebungen zur Abschaffung der Kirchensteuerpflicht für Unternehmen. In der Schweiz kennen 20 von 26 Kantonen eine solche Steuer, darunter der Kanton Bern.

# Finanz- und Sinnkrise beim Weltkirchenrat

**ÖKUMENE/ Ein Millionendefizit in der Rentenkasse stellt den Weltkirchenrat in Genf vor die Existenzfrage.**

«Unser Pensionskassenfonds befindet sich in einer sehr schwierigen Lage», sagt Olav Fyske Tveit, Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK). Der norwegische Lutheraner, seit 2010 Generalsekretär des Verbunds von 349 evangelischen, orthodoxen und anglikanischen Mitgliedskirchen, beschönigt nichts: «Wir müssen diese Krise lösen, sonst wird sie sich zu einer institutionellen Krise des Weltkirchenrates ausweiten.» Der Fonds, der eine Mischform aus Kapitaldeckung und Umlageverfahren hat, weist den Angaben zufolge eine Deckungslücke von etwa dreissig Millionen Schweizer Franken auf.

**VERSILBERN.** Das Defizit rührt daher, dass die Zahl der Pensionsbezügler erheblich gestiegen, jene der Beitragszahler aber markant zurückgegangen ist. Die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) drängt auf eine langfristig stabile Strategie, damit der Fonds aus der Schieflage befreit werden kann. Erwogen wird deshalb, das 35 000 Quadratmeter grosse Grundstück in Genf, auf dem sich die Weltkirchenratszentrale befindet, zu «versilbern».

**VERPFLICHTEN.** «Für viele Mitgliedskirchen hat der Weltkirchenrat derart an Bedeutung verloren, dass sie ihre Mitarbeit einstellen und

auch den finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen», sagt Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche Deutschlands. Der 1948 gegründete ÖRK wird seit Ende der Neunzigerjahre redimensioniert: Der Mitarbeiterstab wurde von 350 auf 143 Angestellte abgebaut. **EPD/SEL**



Krisenmanager Olav Fyske Tveit, Generalsekretär des Weltkirchenrats

## reformiert.

**IMPRESSUM/** «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». **www.reformiert.info**

**Redaktion:** BE: Rita Jost (rj), Samuel Geiser (sel), Martin Lehmann (mlk) AG: Annegret Ruoff (aru), Anouk Holthuisen (aho), Sabine Schüpbach Ziegler (sas) GR: Reinhard Kramm (rk), Fadrina Hofmann (fh), Rita Gianelli (rig) ZH: Delf Bucher (bu), Christa Amstutz (ca), Käthi Koenig (kk), Thomas Illi (thi), Stefan Schneider (sts)

**Blattmacher:** Martin Lehmann  
**Layout:** Nicole Huber  
**Korrektorat:** Yvonne Schär, Langenthal  
**Druck:** Ringier Print Adligenswil  
**Gesamtauflage:** 720 000 Exemplare

**reformiert. Bern**  
**Herausgeber:** In Bern, Jura und Solothurn wird «reformiert.» vom Verein «saemann» herausgegeben. Ihm gehören jene Kirchgemeinden an, die «reformiert.» als Informationsorgan abonniert haben. Präsidentin: Annemarie Schürch, Ersigen

**Auflage Bern:** 325 620 Exemplare (WEMF)  
**Redaktion:** Postfach 312, 3000 Bern 13  
Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23  
**redaktion.bern@reformiert.info**


**Geschäftsstelle:** Silvia Kleiner, Rosmarie Stalder, Postfach 312, 3000 Bern 13, Tel. 031 398 18 30; Fax 031 398 18 23, **verlag.bern@reformiert.info**

**Inserate:** Kömedia AG  
Geltenwilstrasse 8a, 9001 St. Gallen  
Tel. 071 226 92 92; Fax 071 226 92 93  
**info@koedia.ch; www.koedia.ch**  
**Inserateschluss 3/12:** 1. Februar  
**Abonnemente und Adressänderungen:**  
Schlaefli & Maurer AG, Postfach 102  
3700 Spiez, Tel. 033 828 80 80, Fax 033 828 81 35  
**abo.reformiert@schlaefli.ch**  
Einzelabos (12 Ausgaben pro Jahr): Fr. 20.–  
**Druckvorstufe Gemeindebeilagen:**  
Schlaefli & Maurer AG, 3661 Uetendorf  
**info.reformiert@schlaefli.ch**



# marktplatz.

**INSERATE:**  
info@koedia.ch  
www.koedia.ch  
Telefon 071 226 92 92



**campus Muristalden**  
**Kirchlich-Theologische Schule Bern**

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn  
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure

*Der spannendste Weg ins Theologiestudium!*

Wir suchen

## Menschen, die überlegen

ob sie sich neu ausrichten, Theologie studieren und Pfarrer oder Pfarrerin werden wollen.

- Wir begleiten Sie auf dem Weg zu ihrer Entscheidung.
- Wir bieten Ihnen eine 2-jährige theologische Spezialmatur.
- Wir bereiten Sie optimal auf das Theologiestudium vor.
- Wir sind engagiert und Teil eines anregenden Umfeldes.

**Die Einschreibungen für den Kurs 2012-2014 laufen.**  
Aufnahmeprüfungen finden im März 2012 statt.

**Nehmen Sie mit uns Kontakt auf:**  
Christian C. Adrian, Leiter KTS Bern, Campus Muristalden, Muristrasse 8, 3006 Bern, 034 411 30 25, christian.adrian@ktsbern.ch, www.ktsbern.ch.

FEBRUAR / MÄRZ 2012

## Kurse und Weiterbildung

<p>Kirchgemeinderat <b>13.+27.2.</b> <b>12.+26.3.</b></p> <p>Freiwilligenarbeit/ Besuchsdienst <b>24.2.</b> <b>+ 2.3.</b></p> <p>Kirchgemeinderat <b>25.2.</b> <b>+24.3.</b></p> <p>Kirchgemeinderat <b>1.+22.</b> <b>+29.3.</b></p> <p>Kirchgemeinderat: Ressortverantwortliche Personal <b>6.+20.3.</b></p> <p>Generationen <b>9.3.</b></p>	<p><b>BASISMODUL 1: NEU IM KIRCHGEMEINDERAT</b> Region Bern ORT: Gemeindedienste und Bildung, Schwarztorstr. 20, Bern ZEIT: 18.00 – 21.00 Uhr</p> <p><b>MODUL 4: CHANCEN UND HERAUSFORDERUNGEN DES ÄLTERWERDENS</b> Ein Bildungsangebot für Besucherinnen und Besucher, die ihre Kompetenzen festigen und vertiefen wollen. ORT: Gemeindedienste und Bildung, Schwarztorstr. 20, Bern ZEIT: 14.00 – 17.00 Uhr</p> <p><b>BASISMODUL 1: NEU IM KIRCHGEMEINDERAT</b> Region Seeland ORT: Kirchenhaus, Cafégglise ZEIT: 09.00 – 16.30 Uhr</p> <p><b>BASISMODUL 2: MIT ENGAGEMENT UND KOMPETENZ IM KIRCHGEMEINDERAT</b> Region Oberland ORT: Kirchgemeindehaus, Frutigenstrasse 22, Thun ZEIT: 18.00 – 21.30 Uhr</p> <p><b>MITARBEITERFÜHRUNG FÜR DIE PRAXIS</b> Als Kirchgemeinderat/rätin Mitarbeitende einstellen, führen, fördern und beurteilen. ORT: Gemeindedienste und Bildung, Schwarztorstr. 20, Bern ZEIT: 17.30 – 21.00 Uhr</p> <p><b>GENERATIONEN BEWEGEN</b> ORT: Kirchgemeindehaus Petrus, Bern ZEIT: 09.00 – 16.00 Uhr</p>
---	---



Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn  
Eglises réformées Berne-Jura-Soleure

**PROGRAMME UND ANMELDUNG:**  
**www.refbejusa.ch/bildungsangebote**  
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn  
Gemeindedienste und Bildung  
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern  
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20  
bildung@refbejusa.ch

**Hier könnte Ihr Inserat stehen!**

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 290.–. Damit erreichen Sie 325 620 Leser im Kanton Bern.

Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koedia.ch

**Evangelisch-methodistische Kirche** Wir suchen:

eine **Person für die Jugendarbeit**

Weitere Infos: (www.emk-winterthur.ch)

**Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!**

16. April bis 2. Mai 2012: Astorga–Santiago  
21. September bis 4. Oktober 2012: Orthez–Logrono

Marianne Stocker, 044 742 04 05  
www.marianne-stocker.ch

**Unterwegs zum Du**

für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert

Basel / Zürich 061 313 77 74  
Bern / Mittelland 031 312 90 91  
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90

www.zum-du.ch

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1/12: Leitartikel «Fahrt ins Ungewisse»

UNBESCHÖNIGT

Ein grosses Danke für den glasklaren Artikel. Die Überbringer schlechter Nachrichten – in diesem Fall nicht neu, aber selten so direkt und unbeschönigt gesagt worden sind – werden wahrscheinlich mit einer Menge Schelte und Unverständnis rechnen müssen – weil es angenehmer ist, am alltäglichen Wahnsinn unserer Gesellschaft und dem Zustand der Erde vorbeizusehen. Hinschauen tut weh, und wer «Bescheidenheit» sagt, spricht Fremdsprache. Vermutlich vermag uns nur der Schmerz über die kollektive Misere der Menschheit und des Planeten aufzurütteln. Hin zur Kraft, die dem «Ende» ein «W» vorne dranstellt: W wie Wille, Weisheit und Wohlergehen. Möge der Mut, den Sie als Zeitungsmachende zeigen, uns Lesende inspirieren!

VERENA OTZ, POHLERN

VORBILDLICH

Gratulation zum Leitartikel zum Jahresende. Kurz und klar haben Sie die drei Hauptthemen dargestellt, um die es heute geht, wenn die Menschheit eine Zukunft haben will. Ein sichtbarer Beitrag der Kirchen zur Bewahrung der Schöpfung: Lasst uns auf allen Kirchendächern «Sonnenkraftwerke» erstellen. Die meisten eignen sich hervorragend dazu: eine grosse, ungebrochene, optimal geneigte, nach Süden orientierte Dachfläche, die unbeschattet ist. Und meist stehen Häuser in der Nähe, die mit der Überschussenergie bedient werden können. Kirchen wie die Kirche Halden in St. Gallen werden zu Vorbildern für andere Bauten.

HANSRUEDI BOLLIGER, UETENDORF

UNERHÖRT

Dem Grossteil dieses Artikels kann ich zustimmen: Ich bin einverstanden, dass es vor allem (mehr) Menschen braucht, die bereit sind, sich zu bescheiden. Aber geht es da nicht um das schon oft gescheiterte «Erziehungsprogramm» zum besseren Menschen? Die abschliessende Aussage, der Aufruf von Konstantin Wecker («Empört euch, beschwert euch und wehrt euch») könnte auch in der Bibel stehen, widerspiegelt das Dilemma: Ein solcher Aufruf steht eben just nicht in der Bibel! Dagegen kann man dort lesen, wie die damaligen Herrscher oft nicht taten, «was dem Herrn wohlgefiel» – entsprechend fehlte ihnen der göttliche Segen. Und heute? Wer will im sogenannt christlichen Abendland noch auf Gott, Jesus Christus und den Heiligen Geist hören? Wir sind vollgestopft mit selbst erarbeiteten Wissen, Halbwissen, Irrtümern – aber wo bleibt dabei die Wahrheit? Der Titel «Die Fahrt ins Ungewisse» wird so zum Programm! URS LEUPPI, WORB

FREUDLOS

Als ich «reformiert.» Nr. 1/12 aus dem Briefkasten nahm, war mein erster Gedanke: wie trübsinnig! Dieser Gedanke schwand auch nicht nach dem Lesen des Artikels. Für mich ist die Alternative zu dieser Trübsinnigkeit die Liebe Gottes, seine Gnade, seine Barmherzigkeit, seine Vergebung. All dies können wir als Christen durch die lebendige Hoffnung, die wir durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten haben, mit Leben im Alltag erfüllen. Dann kann das Zusammenleben mit den Menschen nah und fern in Frieden und Gerechtigkeit auch heute gelingen. Dazu wünsche ich mir die Unterstützung von «reformiert.».

DOROTHEE HUSEMANN, EINSIEDELN

VERWURZELT

Schon vor 150 Jahren, mitten in der Industrialisierung, zeigte Jeremias Gotthelf eine Alternative: «Das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich alles andere.» Gefragt sind also überschaubare Gemeinschaften, in denen man den respektvoll-verantwortlichen

Umgang miteinander einübt. Darum mag ich Genossenschaften. Und KMU. Und Kirchengemeinden. Als mitmenschliche Gemeinschaften könnten sie ganz vorne mit dabei sein bei der Erprobung der Zukunft. FELIX GEERING, ILLNAU

REFORMIERT. 1/12: Asylwesen «Nicht bloss Nächstenliebe predigen»

TROSTLOS

Das Interview mit Pfr. Philipp Nanz zur geplanten Asylunterkunft in Bettwil hat mich traurig berührt. Er begründet, warum sich die Kirche nicht aktiv in die öffentliche Diskussion einmischen wolle, und dass man «in einer dermassen gereizten Atmosphäre» weder über Nächstenliebe noch über Solidarität sprechen könne. Für mich ist das Resignation. Eine solche Haltung entspricht nicht dem Geiste des Evangeliums von Jesus Christus. Wie soll eine derart mutlose Kirche Orientierungspunkt für die Menschen in diesem Land sein? Anderswo werden Christen wegen ihrer Überzeugung verfolgt. Sie nehmen dies in Kauf, weil sie die Kraft des Evangeliums erlebt haben. Ich wünsche uns allen etwas mehr Zivilcourage.

ROMAN KOHLER, SCHWARZENBURG

REFORMIERT. 1/12: Kirchenparlament «Synode will Mühleberg abschalten»

REVOLUTIONÄR

Ich bin froh, dass kirchliche Kreise ihre Stimme erheben! Wir gehen schwierigen Zeiten entgegen, und es wird schwer sein, einen Weg aus der Zwickmühle zu finden, in die wir uns hineinmanövriert haben: Hören wir auf mit dem Konsumrausch, mit der Ausbeutung der Erde, mit der lieblosen Wegwerfmentalität – sonst zerstören wir unsere verletzliche, unersetzliche Mutter Erde. Es ist keine Frage, dass sich die Kirche engagieren muss! Wir brauchen eine Gesinnungsrevolution, unsere christlichen Werte können uns den Weg zeigen. Jesus war auch revolutionär. Leisetreten, um es allen recht zu machen, hilft nicht. Wenn wir jetzt zu Recht die Abschaltung des AKW Mühleberg fordern, sollten wir gleichzeitig Wege zum Sparen von Energie aufzeigen. Schon kleine Änderungen im Verhalten

können eine spürbare Wirkung haben. Ich wünsche mir basisdemokratische Diskussionen nach einer Predigt, in der Runde mit Jung und Alt, über alle aktuellen Fragen. Das könnte die Kirche wieder attraktiv machen. JACQUELINE ZALKA, MURI

EVANGELISCH

Dass die Berner Synode die raschestmögliche Abschaltung des Kernkraftwerks Mühlebergs forderte, gab Anlass zu Kritik: Die Kirche habe sich nicht in die politische Diskussion einzumischen, war wieder mal zu hören, sie solle gescheiter Massnahmen gegen Bedeutungs- und Mitgliederverlust ergreifen. Hier bin ich dezidiert anderer Meinung. Natürlich gibt es parteipolitisch be-



Politische Einmischung? Kirche will Stilllegung Mühlebergs

gründete Auseinandersetzungen, zu denen wir uns nicht zu äussern haben. Es kann auch nicht sein, dass von der Kanzel Abstimmungs- und Wahlparolen verkündet werden. Zu grundlegenden Fragen des Zusammenlebens und zu unseren Lebensgrundlagen – im kirchlichen Sprachgebrauch reden wir von der Bewahrung der Schöpfung – sind wir aber vom Evangelium her aufgerufen, Position zu beziehen. Wenn sich die Kirchen nicht um die Anliegen und Ängste der Menschen kümmern würden, dann wüsste ich nicht, weshalb ich jemanden von einem Kirchenaustritt abhalten sollte. ROBERT SCHLEGEL, SYNODALER, MÜNSINGEN

Weitere Zuschriften im Internet: www.reformiert.info/bern

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Postfach 312, 3000 Bern 13

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

RADIOTIPPS

**Was kommt nach dem Tod?** Auf diese Jahrtausende alte Frage gibt es immer neue Antworten. Der Physiker Markolf H. Niemz verknüpft Spiritualität und Religion mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaft – und unternimmt einen Versuch, die Ewigkeit zu entschlüsseln. **5. Februar, 8.30, DRS 2**

**Ehe sie rostet.** Sieben Regeln für eine gelingende Beziehung. Gedankenspiele zum Valentinstag **14. Februar, 20.30, Radio BeO**

**Volksplage Jähzorn.** Tobsuchtsanfälle und spontane Wutausbrüche sind weit verbreitet: in der Familie, am Arbeitsplatz, auf offener Strasse. Wie sehr Betroffene unter dem Jähzorn leiden, ist aber kaum bekannt. Oft ereignen sich hinter der Fassade der Normalität dramatische Szenen und ungeahnte Leidensgeschichten ziehen sich über Jahre hin. Wie wird toben zur Sucht? Wann wird aus angemessener Wut Jähzorn? Betroffene erzählen ihre Geschichte. **17. Februar, 20.00, DRS 2**

**Würfelt Gott?** Beim Aufbau der Natur und bei der Entstehung des Lebens spielte auch der Zufall mit. Lange versuchte die Wissenschaft, ihn auszuschalten, um die Welt vollständig erklären und beherrschen zu können. «Gott würfelt nicht», erklärte noch Einstein. Doch die Quantenphysik hat zur unausweichlichen Erkenntnis geführt, dass der Zufall fest zum Naturgeschehen gehört. Würfelt Gott also doch? Gespräch mit dem Theologen und Naturwissenschaftler Dieter Hattrup – über die Grenze zwischen Naturwissenschaft und Theologie. **26. Februar, 8.30, DRS 2**

TV-TIPPS

**Mehr, als ich kann.** In Zeiten steigender Lebenserwartung ist die Pflege zu einem prägenden Element des Lebens geworden. Viele Angehörige übernehmen die Pflege ihrer Verwandten selbst – weil die Unterbringung in einem Heim noch immer ein Tabu ist. Viele brennen dabei körperlich und seelisch aus. Der Film thematisiert einen gesellschaftlichen und sozialen Notstand und damit verbundene Gefühle wie Hilflosigkeit, Trauer und Wut. **6. Februar, 22.25, 3sat**

**Das Jahr des Frühlings.** Die wütenden Proteste in der arabischen Welt beherrschten die Schlagzeilen des Jahres 2011. Ausgehend von Tunesien, verbreitete sich ein Wille nach mehr politischer Mitbestimmung in mehreren arabischen Ländern. In Syrien verteidigt Präsident Baschar al-Assad seine Macht mit allen Mitteln. Hier droht ein Bürgerkrieg. Der Dokumentarfilm zeichnet Entstehung und Entwicklung der ganz unterschiedlichen arabischen Revolutionen nach und forscht nach ihren Wurzeln. **7. Februar, 20.15, Arte**

**Verfolgt im Emmental.** Im 17. Jahrhundert wurden Täufer in einigen Regionen der Schweiz gejagt, gebüsst und hingerichtet. Christen Fankhauser bot ihnen in Trub Schutz in einem Versteck. Heute führen Regula und Simon Fankhauser in zwölfter Generation den Hof, auf dem das Täuferversteck immer noch erhalten ist. **25. Februar, 17.15, SF zwei**

TIPP



«Reformat»

Mit Würze

**INTERNET/** «Man muss die Bibel lesen, damit man die Zeitung versteht», schreibt «reformiert.»-Redaktor Delf Bucher in der Internetrubrik «Reformat» – und zeigt, wie in der Affäre Hildebrand hüben und drüben mit Bibelzitat hantiert wurde. «Reformat» ist eins der vielen neuen Gefässe auf der überarbeiteten Website von «reformiert.»

WWW.REFORMIERT.INFO

VERANSTALTUNGSTIPPS

**«Die Liebe – ein Seiltanz».** Am Valentinstag steht die Liebe zwischen zwei Menschen im Mittelpunkt. **Segensfeier «herzwärts»** 14. Februar, 18.30, Kirche Bruder Klaus, Burgernziel, Bern

**Theater.** Pfarrer Gunther hat ein Resozialisierungsparadies geschaffen: Dort lebt er zusammen mit seinen Schützlingen in scheinbarer Harmonie – bis Björn einzieht, ein gewaltbereiter Neonazi. Bricht damit das Böse ein? Das Berner Schlachthaus Theater bringt das Buch «Jenseits von Gut und Böse» von Michael Schmidt-Salomon als Tragikomödie für drei Puppen und zwei Schauspieler. Premiere: **Samstag, 11. Februar, 20.30.** Im Anschluss an die Aufführung vom 12. Februar (18.00) findet ein Gespräch mit dem Philosophen, und Religionskritiker Michael Schmidt-Salomon statt. www.schlachthaus.ch

**Identitäten.** Wir haben eine Identitätskarte und eine AHV-Nummer – aber was macht uns aus? **Vortragsreihe** der Kirchgemeinde Kirchlindach: mit dem Verfassungsrechtler Andreas Kley, der anhand von Bundesratsansprachen das «Schweizer-Sein» reflektiert (2. Februar), und der Entwicklungspsychologin Pasqualina Perrig-Chiello, die über die Herausforderungen des mittleren Lebensalters referiert (9. Februar). **Jeweils 19.30 im Pfrundhaus.** www.kirchlinda.ch

**Atheistisch glauben.** Die christliche Weltdeutung ist ins Wanken geraten, die Existenz Gottes umstritten. In diesem Kurs lesen wir Texte von Ludwig Feuerbach, Friedrich Nietzsche, Karl Jaspers und Dorothee Sölle, versuchen, deren Anliegen zu verstehen und unsere eigene Position zu klären. Mit Pfrn. Adelheid Heeb Guzzi und Urs Martin Zahnd, Historiker. **13., 20. und 27. Februar sowie 19. März (19.30)** im Kirchgemeindehaus Bümpliz (Bernstr. 85). Info: Tel. 031 992 07 68

TIPPS



vernetzt



vertitscht



verfilmt



entzaubert

BIOGRAFIE

LEBENSFÄDEN

Sie engagierte sich für die tibetischen Flüchtlinge und leistete humanitäre Einsätze im Biafra-Krieg: die heute 82-jährige Elizabeth Neuenschwander. Seit ihrer Pensionierung leitet sie ihr eigenes Hilfswerk in Afghanistan, das junge Frauen im Nähen, Lesen und Schreiben ausbildet. Die unglaubliche Lebensgeschichte einer Berner Netzwerkerin.

Roland Jeanneret: Von Schangnau nach Kabul. Ein Leben für andere: Elizabeth Neuenschwander. Verlag Lokwort 2011, Fr. 32.–

BIBEL

DÄR HERRGOTT REDOT

Die Bibel ist und bleibt weltweit das meistübersetzte Buch. Kein anderes kann in 4000 Sprachen und Dialekten gelesen werden. «Und äntli redot där Herrgott öü Wallisertitsch»: dank Hubert Theler, der das Neue Testament in zehnjähriger Arbeit übersetzt hat: für die 90 000 Oberwalliserinnen und Oberwalliser und alle Freunde des Wallisertitsch in der «Üsserschwiz».

Ds Niww Teschtamänt uf Wallisertitsch. Übersetzt von Hubert Theler. Rotten-Verlag 2011, Fr. 54.–

FILM

LEBENSBRÜCKEN

Mitte der Sechzigerjahre wirkte Rolf Lyssy am Dokumentarfilm «Ursula oder das unwerte Leben» mit. 46 Jahre später hat Lyssy die blinde und taube Ursula Utzinger wieder getroffen. Aus dem Mädchen von einst ist mittlerweile eine sechzigjährige Frau geworden. Woher nimmt Ursula die Kraft zu leben? Und wie findet Anita Utzinger, ihre Pflegemutter, Zugang zu Ursulas rätselhafter Welt?

«Ursula» läuft seit Mitte Januar im Kino

PORTRÄTS

LEBENSLÄUFE

Beat Feuz, der Lauberhornsieger, ist zwar noch nicht dabei – dafür zwölf andere «typisch-untypische» Emmentaler und Emmentalerinnen: Hans Grunder, Tinu Heiniger, Lisa Urech ... Die Journalisten Bernhard Giger und Bänz Friedli porträtieren sie, und wer ihre Texte in «Herz im Emmental» liest, merkt: In den Högern und Chrächen gehts alles andere als hinterwäldlerisch zu.

Bernhard Giger, Bänz Friedli: Herz im Emmental. Das Buch zum Film. Limmat-Verlag, Fr. 34.–



Bibliothek der Kantonsschule Zug: Hier forschte Maturand Daniel Szpilman über seinen Grossvater Wladyslaw, Holocaust-Überlebender

# «Der Pianist» war sein Grossvater

**PORTRÄT/ Wladyslaw Szpilman («Der Pianist») bewegte Millionen – auch seinen Enkel Daniel Szpilman.**

Daniel Szpilman hat schöne Hände. «Die habe ich von meinem Grossvater geerbt», sagt er – und fügt lachend hinzu: «Die Klavierspieltechnik leider nicht.» Daniel Szpilman ist fasziniert von seinem Grossvater, besonders von dessen Musik. Und er ist ein wenig traurig, dass der virtuose Musiker beinahe hinter dem Etikett «Überlebender des Warschauer Ghettos» verschwindet. Daniel Szpilman, 19, ist der Enkel von Wladyslaw Szpilman (1911–2000), dem Roman Polanski in seinem Film «Der Pianist» 2002 ein Denkmal setzte.

**LEBENSREITER.** Als Daniel am 5. Dezember zum 100. Geburtstag seines Grossvaters in der Kantonsschule Zug seine Maturarbeit präsentierte, war die Aula voll – allerdings weniger wegen der Musik des Pianisten und Komponisten Wladyslaw Szpilman als wegen dessen Biografie, in der sich die Bestialität des 20. Jahrhunderts kristallisiert. Dabei hat die Musik Wladyslaw Szpilman vor dem Tod bewahrt: zum ersten Mal, als ein jüdischer Milizionär den populären Musiker vor dem Abtransport nach Treblinka rettete und damit dem sicheren Tod in der Gaskammer entriss. Zum

zweiten Mal, als der deutsche Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld von Szpilmans Klavierspiel mitten in der zerbombten Ruinenstadt Warschau 1944 derart fasziniert war, dass er ihn vor dem Verhungern rettete.

**LEBENSWILLE.** In seiner Maturarbeit will Daniel Szpilman eines herausstellen: «Musik hält den Willen zum Überleben wach, es kann aber auch ein anderer Fixpunkt wie Philosophie oder Religion sein», so Szpilman, der nun eindringlich zu erzählen beginnt: «Stellen Sie sich vor: Mein Grossvater hat alles verloren – seine Familie, seinen Besitz, seinen Beruf. Und trotzdem blieb sein Willen zu überleben intakt.» Wie es möglich ist, dass in solch finsternen Zeiten der Lebensmut nicht schwand, wollte Szpilman für seine Arbeit von verschiedenen Überlebenden des Warschauer Ghettos wissen. Auch von Marcel Reich-Ranicki, der mehrere Kritiken über Konzerte Wladyslaw Szpilmans geschrieben hatte.

**LEBENSGESCHICHTE.** Die Autobiografie seines Grossvaters las Daniel Szpilman bereits im Alter von sieben Jahren: «Das Gelesene habe ich da-

mals noch nicht erlauben können», sagt er. Aber der Holocaust, bei dem so viele Mitglieder seiner Familie ermordet worden waren, nur eben sein Grossvater nicht, ist für ihn inzwischen ein Stück der eigenen Lebensgeschichte geworden. Mit neun Jahren tummelte er sich auf dem Set der Berliner Filmstadt Babelsberg, als Roman Polanski dort den Film «Der Pianist» drehte. Die polnische Sprache und die Liebe zu Warschau verbinden den Zuger Maturanden noch heute mit seinem vor elf Jahren verstorbenen Grossvater, den Daniel als liebenswürdigen und humorvollen Menschen erlebt hat – trotz dessen traumatischen Erfahrungen.

**LEBENSPLAN.** Und dann sind da noch Daniels Klavierspielerhände und seine Leidenschaft für die Musik. Er setzt sich ans Klavier, greift temperamentvoll in die Tasten – und schüttelt dann den Kopf: «Auf einem verstimmten Klavier kann man nicht Chopin spielen.» Daniel Szpilman hat hohe Ansprüche, er weiss, dass sein Klavierspiel nicht für eine Musikerkarriere reicht. Darum wird er im Sommer nach Warschau ziehen, um dort Jura zu studieren. **DELFBUCHER**

## «Der Pianist»

Es brauchte seine Zeit, bis die Welt Wladyslaw Szpilmans bewegtes Leben zur Kenntnis nehmen wollte. Als Arthur Rubinstein die 1946 geschriebene Autobiografie Szpilmans in den Siebzigerjahren in einem englischen Verlag unterbringen wollte, scheiterte er. Erst der Polanski-Film «Der Pianist» machte Szpilman zur Symbolfigur einer Epoche.

Wladyslaw Szpilman: Der Pianist, 2011, List-Verlag, Fr.13.50.

## GRETCHENFRAGE

KLAUS SCHWAB, WEF-GRÜNDER

### «Ich tanke Kraft in der Natur»

Herr Schwab, wie haben Sie mit der Religion?

Ich bin gläubig. Daher laden wir auch seit vielen Jahren Persönlichkeiten aus der Glaubenswelt nach Davos ein. Persönlich betrachte ich Religion als Privatsache und rede daher auch nicht darüber.

Sie rufen die Wirtschaftsführer am WEF zu sozialer Verpflichtung und Selbstverantwortung auf – gleichzeitig laden Sie auch Firmen ein, die menschenverachtendes Geschäftsgebahren an den Tag legen. Warum? Zunächst glaube ich, dass man mit diskriminierenden Schlagwörtern wie «menschenverachtend» vorsichtig umgehen sollte. Es sei denn, man hat konkrete Belege für diese Behauptungen. Falls ein Wirtschaftsführer seine soziale Verpflichtung und Selbstverantwortung nicht wahrnimmt, ist er in Davos trotzdem am richtigen Platz, denn dort erkennt er hoffentlich, dass sein Unternehmen nicht nur den Aktionären, sondern der Gesellschaft allgemein zu dienen hat.

Inwiefern kann denn der Einzelne etwas für ein friedvolles Zusammenleben tun?

Indem er dies im privaten Bereich praktiziert und im täglichen Umgang seinen Mitmenschen mit Respekt begegnet.

Was ist für Sie der viel beschworene Geist von Davos?

Ohne Vorurteile und ideologische oder andere Scheuklappen die Probleme der Welt erkennen und nach kollaborativen Lösungen suchen.

Wo tanken Sie Kraft für Ihre Aufgabe?

In der Natur. Sie lehrt uns, in langfristigen Zyklen zu denken und uns dabei bewusst zu sein, dass es einen Entstehungs- und Alterungsprozess gibt.

Wen würden Sie persönlich gerne nach Davos einladen?

Aung San Suu Kyi, die Friedensnobelpreisträgerin aus Burma. Ich habe sie kürzlich besucht und mit der Regierung gesprochen, um den Reformprozess, die Achtung von Menschenrechten voranzutreiben. Ich hoffe, dass Burma so viele Fortschritte macht, dass Aung San Suu Kyi nächstes Jahr in Davos dabei sein wird.

INTERVIEW: RITA GIANELLI



**KLAUS SCHWAB, 74** gründete 1971 in Davos das Weltwirtschaftsforum (WEF). Der Wirtschaftswissenschaftler ist Vater zweier Kinder und lebt in Cologny GE.

## CARTOON CRISTA

JÜRIG KÜHNLI



## VERANSTALTUNGSTIPP

### AUSSTELLUNG KUNST TROTZ DEMENZ

Je älter unsere Gesellschaft wird, desto mehr Menschen werden demenzzkrank. Das Risiko, im Alter selbst daran zu erkranken, macht vielen Angst. Die Krankheit, die 107 000 Menschen in der Schweiz betrifft und jährlich 6,9 Milliarden Franken kostet, wird tabuisiert. Doch demente Menschen gehören mitten in unsere Gesellschaft – und sie haben Ressourcen. «Demente Menschen verdienen Würde und Achtung»,

schreibt die «Offene Kirche» Bern, die sich im Rahmen ihrer diesjährigen Passionsausstellung «Kunst trotz(t) Demenz» mit der Krankheit auseinandersetzt. Gezeigt werden Werke sowohl von Kunstschaaffenden als auch von dementen Menschen. Ein vielfältiges Programm begleitet die Ausstellung.

«KUNST TROTZ(T) DEMENZ» Ausstellung in der Berner Heiliggeistkirche (beim Hauptbahnhof): 14. Februar (Vernissage: 18.00) bis 16. April. www.offene-kirche.ch